

sozusagen



Von »schwarzen Löchern« und »Klumpenbildung«

Exklusivbericht über die Erforschung von Luhmanns Zettelkasten

Auf der Suche nach guter Hochschulpolitik

Wie das Rektorat das Geld nicht in Forschung und Lehre investiert

Der Bossa-Nova-Effekt

Warum der Alkohol uns so gesellig macht

ALLTAGS- SOZIOLOGIE



Die sozusagen gibt's auch online!

Alte Ausgaben kostenlos als PDF,
Lesetipps, Unterhaltsames,
Redaktions-News, Kolumnen,
Veranstaltungshinweise,
Soziologie-Links.

sozusagenblog.wordpress.com

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,*

die neue **sozusagen** ist da! Nach der erfolgreichen Wiederbelebung des einstmals etablierten Magazins haben wir in diesem Semester für alle Interessentinnen und Interessenten wieder eine neue Ausgabe zusammengestellt. Diesmal steht das Heft im Namen des Themas „Alltag“.

An dieser Stelle kann man sich natürlich die Frage stellen, warum man sich ausgerechnet mit etwas beschäftigen soll, das einen tagtäglich umgibt. Oft wünscht man sich ja gerade Zerstreuung oder Außergewöhnliches, um dem Alltag zu entfliehen. Doch wenn man einmal genauer hinschaut, ergeben sich aus dem soziologischen Blickwinkel sehr spannende Themen, die uns jederzeit über den Weg laufen können. Diese einmal zu beleuchten, anstatt sie als gewohnt und bieder abzutun, haben die Autorinnen und Autoren in dieser Ausgabe sich vorgenommen.

Allein der Unialltag bietet eine Vielzahl von nennenswerten Beobachtungen: lange Schlangen vor der Mensa, Menschenmassen, die die Unihalle durchqueren und „aufregende Fahrstuhlfahrten“ (dieses Beispiel sei hier nicht vergessen). Und sonst, worüber lohnt es sich zu schreiben? Worauf treffen wir im Alltag? Wo ist die Grenze von Alltag zu Nicht-Alltag? Für den einen bedeutet Alltag eine feste Arbeitsstelle zu haben und ebendort Tag für Tag vielleicht mit einem öffentlichen Verkehrsmittel anzukommen – schon hier wird es soziologisch interessant, z. B. bei der Fahrkartenkontrolle. Für den anderen spielt sich der Alltag vielmehr in der virtuellen Welt ab. Natürlich lässt sich auch die Kommunikation in Chatrooms aus der wissenschaftlichen Perspektive betrachten. Daneben gehört, wenn man den Klischees Glauben schenken möchte, besonders zum studentischen Alltag auch das Feiern. Eine Party ohne Alkohol? Zumindest selten! Selbst an dieser Stelle lassen sich für den Alltag wichtige Funktionen ermitteln. Außerdem gibt es **exklusiv** in dieser Ausgabe einen Bericht über den legendären Zettelkasten von Niklas Luhmann. Und damit einen Einblick in die Arbeits- und Denkweise eines der wichtigsten Soziologen des 20. Jahrhunderts.

Viel mehr, als uns zunächst ins Auge springen mag, ist also direkt oder indirekt mit dem diesmaligen Thema verknüpft. Nicht umsonst gibt es ganze Bücher, die sich mit den „Entdeckungen im Alltag“ beschäftigen. Dies sei aber nur ein kleiner Vorgeschmack auf die Inhalte, die euch in dieser **sozusagen** begegnen werden.

Und bevor wir es vergessen: Als Thema für die kommende Ausgabe haben wir „Krisen und Katastrophen“ auserkoren. Das dazugehörige „Call for papers“ findet ihr wieder am Ende des Heftes. Wir freuen uns, wenn ihr einen Teil eures Alltags dem (soziologischen) Schreiben widmet und erwarten eure Artikel, Schreibversuche, Gedichte, Ideensammlungen sowie Bilder, Comics und Fotos etc.

Wir hoffen, dass auch ihr im Rahmen dieser Ausgabe einige erkenntniserweiternde alltägliche Entdeckungen machen könnt.

In diesem Sinne viel Spaß beim Lesen!

Die Redaktion

Für alle diejenigen die selbst Lust haben, sich an der **sozusagen**-Redaktionsarbeit zu beteiligen, sei an dieser Stelle noch eine Kontaktadresse zur Verfügung gestellt: sozusagen-bielefeld@gmx.de
Hier könnt ihr aber außerdem auch eure positive wie negative Kritik loswerden.

*Gendering:

In der **sozusagen** wird es jedem Autor und jeder Autorin selbst überlassen, ob und in welcher Form er oder sie seine oder ihre Sprache gernern möchte. Aus diesem Grund werdet ihr auf den folgenden Seiten keine einheitliche Form finden.

News

- **Nachrichten aus der Fakultät**
von Lukas Daubner5

Hochschulpolitik

- **Auf der Suche nach guter Hochschulpolitik**
Kolumne von Rainald Manthe6
- **Teuer, peinlich, undurchdacht**
Das Namenskonzept für den Campus Bielefeld
von Michael Grothe-Hammer7
- **Am Ende war die Software schuld**
von Rainald Manthe10

Auflockerndes

- **Karikatur**
von Tobias Stacke11
- **Prahlern mit Zahlen**
von Sophia Cramer12

Küchensoziologie

- **Der Bossa-Nova-Effekt**
Warum Alkohol uns so gesellig macht
von Michael Grothe-Hammer14

Essays

- **„Nimms nicht so ernst!“**
Eine Augenzwinker-Kommunikation
von Nadezhda Sergeeva17
- **Systemtheologie**
Oder: Hat Nachahmung in
Lehrveranstaltungen eine Funktion?18
- **Soziologische Selbstzweifel**
von Koffein, Arbeitsmarkt und Erkenntnis
von Fritz-Fabian Soll21
- **Rolle und Person**
Wie Verkäufer im Einzelhandel die
Selbstinszenierung einer Rollendistanz
zu Verkaufszwecken nutzen
von Moritz Wittmaack29
- **Darf mein Chef mich duzen?**
Beobachtungen aus der Arbeitswelt
von Sammy Beckmann32
- **Warum das Mindesthaltbarkeitsdatum
Lebensmittelverschwendung fördert**
von Frederic Neuss42
- **Europa: In Vielfalt geeint?!**
von Feride Celik44

Bericht

- **Von „Schwarzen Löchern“ und
„Klumpenbildung“**
Die Erforschung von Luhmanns Zettelkasten
von Alexander Engemann23

Autopoietisches

- **Die Frist**
Gedicht von Finn-Rasmus Bull28
- **Briefmarkenpoesie**
von Arne Kramer-Sunderbrink28

Assoziologie

- **Kundensemantik in öffentlichen Ämtern**
von Finn-Rasmus Bull34
- **"Deine Mutter!"**
Rituelles Beschimpfen und Harmonie in der
Jugendkultur35

Tutorium

- **Funktion und Zweck**
von Michael Grothe-Hammer36
- **Die Themen liegen auf der Straße.
Doch wie sammelt man sie ein?**
Über ein leidiges Problem
studentischer Arbeiten
Gastbeitrag von Thomas Hoebel38
- **Mein Thema lag in der Straßenbahn**
von Arne Kramer-Sunderbrink40

Was bewegt sich

- **Bunter Beton [!]**
Das Chile-Wandbild an der Uni Bielefeld
scheint gerettet
Gastbeitrag von Paul Buckermann
und Sebastian Lemme
vom //re_vision Medienkollektiv46
- **Omnibus für direkte Demokratie**
von Sophia Cramer & Lieselotte Hasselhoff47

Autopoesiealbum

- **Hannah Mormann**48

Soziologisches Solo

- **Was ist die Funktion von Klatsch und
Tratsch im Alltag?**
Jörg Bergmann antwortet50
- **Impressum**45

NACHRICHTEN AUS DER FAKULTÄT

Hochschulpolitik

Nur ein bisschen Exzellenz für die Fakultät für Soziologie

Am 15.06.2012 wurden die Zuschläge für die Exzellenz-Initiative in den drei Förderlinien Graduiertenschule, Exzellenz-Cluster und Zukunftskonzepte vergeben. Die Fakultät für Soziologie und die Fakultät für Geschichte hatten sich gemeinsam mit dem Clusterantrag "Communicating comparisons. From the onset of modernity to world society" beworben. Zudem wurde ein Folgeantrag für die Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BGHS) gestellt.

Die Entscheidung für Bielefeld lautet: Die BGHS wird weiter gefördert, ebenso das CITEC. Der Clusterantrag wurde nicht bewilligt. Welche Folgen das für die Fakultät hat, ist schwer absehbar. Wir werden an diesem Thema dran bleiben.

Personal

Abgang

Professor Jörg Bergmann hat die Fakultät nach über zehn Jahren verlassen. Seine Abschiedsvorlesung fand am 25.01.2012 statt. Bergmann war zuletzt Leiter (neben anderen) der ZiF-Forschungsgruppe "Communicating Disaster". Für die **sozusagen** hat er zum Abschied noch einen Beitrag im Soziologischen Solo in diesem Heft verfasst. Wir wünschen alles Gute!

Geld

Die schwierige finanzielle Lage der Fakultät zwingt sie zu problematischen Maßnahmen. In allen Arbeitsbereichen werden Neubesetzungen von Planstellen für ein halbes Jahr gesperrt.

Das hat zur Folge, dass es zu weiteren Engpässen kommt. Dies war zum Beispiel im Bereich der qualitativen Methoden nach der Emeritierung Jörg Bergmanns an einem recht 'dünnen' Lehrangebot in diesem Sommersemester zu bemer-



Freuen sich, dass wenigstens die BGHS und das CITEC weiter

gefördert werden: Prof. Dr. Thomas Welskopp (BGHS), Prof. Dr. Alfons Bora (BGHS), Rektor Prof. Dr.-Ing. Gerhard Sagerer, Anita Adamczyk (CITEC), Prorektor Prof. Dr. Martin Egelhaaf, Prof. Dr. Helge Ritter (CITEC) und Kanzler Hans-Jürgen Simm.

ken. Im kommenden Wintersemester wird es aller Voraussicht nach aber eine/n Nachfolger/in und damit Hoffnung für ein gutes Lehrangebot geben.

Studium

Der Master kommt!

Nachdem die **sozusagen** in ihrer letzte Ausgabe noch berichtete, dass die Masterreform gestoppt sei, können wir nun freudig verkünden: Der Master für Soziologie wird zum Wintersemester 12/13 anlaufen! Allerdings ohne die angestrebte Mehrfachstudierbarkeit von Modulen, sonder in einer „Fake“-Variante (mehr dazu in Rainald Manthes Kolumne „Am Ende war die Software schuld“ in diesem Heft). Auf einer ersten Info-Veranstaltung am 13.05.2012 gab es bereits Informationen zur zukünftigen Struktur und zu Anrechnungsmodalitäten für Studierende, die darüber nachdenken, in die neue Studienordnung zu wechseln. Studierende, die hieran nicht teilnehmen konnten, können sich an das Studiendekanat wenden.

Geplante Änderung der FSB's

Wie wir aus internen Quellen erfahren haben, diskutiert die Fakultätskonferenz (Fako) unserer Fakultät, Veranstaltungen des BA-Fachmoduls

„Wissenschaftler, Technik, Medien“ nur noch für Hauptfach-Studierende der Fakultät zu öffnen und für Nebenfach-Studierende nicht mehr zugänglich zu machen. Grund scheint die hohe Nachfrage dieser Veranstaltungen zu sein, die von den Mitarbeitern im mediensoziologischen Bereich nicht abgedeckt werden kann. Vertreter der Fachschaften SoWi/PoWi und Soziologie haben Bedenken, dass Studierende mit einem starken Interesse an der Mediensoziologie durch diese Regelung übermäßig betroffen sind, obwohl auch andere Lösungen denkbar wären. Zudem warnen sie davor, dass diese als Sonderregelung deklarierte Änderung zur Regel wird.

Wahlen

Laut Wahlbekanntmachung fand vom 25. Juni bis zum 29. Juni 2012 die Wahl des Studierendenparlaments (Stupa) statt. Es konnten 13 Listen mit mal mehr, mal weniger ernst klingenden Namen gewählt werden.

Neben dem Stupa wurden auch die studentischen Sitze für die Fakultätskonferenz und die des Senats gewählt.

Bis zum Redaktionsschluss waren die Wahlergebnisse leider nicht bekannt.

Lukas Daubner

AUF DER SUCHE NACH GUTER HOCHSCHULPOLITIK

Wie das Rektorat das Geld nicht in Forschung und Lehre investiert

Die Kolumne von Rainald Manthe

Hochschulen – so meint man landläufig – sind für Lehre und Forschung da. Der Akzent wird mal auf die eine, oft auf die andere Seite gelegt, aber das ist es im Wesentlichen. Nun hat sich viel verändert in den letzten zehn bis zwölf Jahren in der Hochschullandschaft und neue Ziele sind hinzu gekommen: die Förderung von Interdisziplinarität, Diversity-Management, besondere Aufmerksamkeiten für ausländische Studierende, Wissenstransfer in die „Gesellschaft“, das Bewahren oder Erschaffen eines innovativen, ganz und gar exzellenten Status und vieles mehr. Das sind alles wichtige und richtige Ziele, die zu verfolgen sich lohnt. Ihnen wurde jedoch gegenüber den Kernaufgaben zu viel Gewicht beigemessen, was teilweise in selbstreferenzielle Prozesse ausgeartet ist, die immer mehr Ressourcen erfordern.

Nun ist jedoch in eben dieser Zeit nicht mehr, sondern weniger Geld in die Hochschulen geflossen. Das heißt, man musste mit weniger Geld, also weniger Stellen, sowohl die Kernaufgaben Lehre und Forschung, als auch die ganzen neuen, wertvollen Aufgaben bewerkstelligen. Da das Personal sich als nur begrenzt ausbeutbar erwies, war klar: Irgendwo musste das Geld für die neuen Aufgaben herkommen. Also sparte man an Forschung und Lehre. Anders ging es ja nicht.



Das Geld: Die Uni spart es an Forschung und Lehre

Erstes Beispiel: Um mit seinem Zukunftskonzept¹ erfolgreich zu sein, schuf das Rektorat der Universität Bielefeld 16 Dauerstellen auf zentraler Ebene. Stellen, welche weder forschen noch lehren, sondern mit der Abfassung des Antrages sowie der Verstärkung der Planstellen des Rektorates befasst sind. Wohlgemerkt: Dauerstellen, während der wissenschaftliche Nachwuchs (der sich um die Kernaufgaben einer Universität kümmert) größtenteils höchstens Dreijahresverträge erhält. Nun ist die Universität mit ihrem Zukunftskonzept gescheitert, der erhoffte Geldsegen blieb aus – die 16 Dauerstellen bestehen weiter. Die dem Rektorat dadurch entstandenen Unkosten sollen nun saniert werden – aus den Haushalten der Fakultäten. Diese müssen das Geld nun einsparen – bei Lehre und Forschung.

Unter Ausblendung jeglicher Folgen erdachte sich ein Kreativteam der Universität neue Straßennamen rund um die Universität.

Zweites Beispiel: Um unglaublich innovativ zu wirken und unter Ausblendung jeglicher Folgen erdachte sich ein Kreativteam der Universität neue Straßennamen rund um die Universität (mehr dazu in Michael Grothe-Hammers Artikel zum Namenskonzept in diesem Heft): Hypothese, hermeneutischer Zirkel oder soziales Feld sollten Orte auf dem sich in der Entstehung befindlichen Campus heißen. Einmal davon abgesehen, dass Pierre Bourdieu² mit der Bielefelder Uni ungefähr gar nichts zu tun hat, wurde völlig ignoriert, was diese Umbenennungen die Stadt Bielefeld und z.B. das Studentenwerk kosten. Weiterhin waren neben Rektoratsmitarbeitern (die haben ja nun

Um mit seinem Zukunftskonzept erfolgreich zu sein, schuf das Rektorat 16 Dauerstellen. Stellen, welche weder forschen noch lehren.

Zeit) auch Wissenschaftler beteiligt, die ihre Arbeitszeit mit dem Ausdenken vermeintlich innovativer und kreativer Namen verbrachten. Nicht mit Lehre und Forschung.

Ist das gute Hochschulpolitik? Ich höre es bereits raunen, ich hätte die Zeichen der Zeit (sic!) nicht erkannt, man müsse heutzutage eben vielen weiteren Anforderungen aus der gesellschaftlichen Umwelt gerecht werden. Aber vielleicht muss man sich besonders heute, wo die Studierendenzahlen steigen, auf eben jene Kernaufgaben konzentrieren: Lehre und Forschung. Wenn diese ausreichend gut erfüllt sind, und wenn dann noch Zeit und Geld übrig bleiben, dann kann man sich gern neue Straßennamen für die gesamte Stadt ausdenken oder Stellen für die Begrüßung außerirdischen Lebens schaffen. Aber bis dahin sind die 19.000 Studierenden und 720 ForscherInnen an der Universität die relevanten Zielgruppen, auf die man hören sollte. Nicht der ferne Ruf der Exzellenz.

Rainald Manthe studiert im MA Soziologie und schreibt hier regelmäßig über Hochschulpolitik.

[1] Das Zukunftskonzept ist ein Konzept einer Universität mit dem sie anstrebt, im Rahmen der Exzellenzinitiative „Eliteuniversität“ zu werden. Auf erfolgreiche Universitäten kommen große Geldsummen für die Forschung zu.

[2] Ein zentraler Begriff seiner Theorie ist soziales Feld.

TEUER, PEINLICH, UNDURCHDACHT

Das Namenskonzept für den Campus Bielefeld

Es ist mittlerweile in aller Munde: Das Namenskonzept für den Campus Bielefeld. Straßen, Plätze und Wege des – teilweise noch in Entstehung befindlichen – Hochschulgeländes sollen neue Namen erhalten. Begriffe aus der Wissenschaft wie „Hermeneutischer Zirkel“ oder „Synthese“ werden die Orte bezeichnen. Pünktlich zum Start der Semesterferien wurde das bis dato geheim gehaltene Namenskonzept Anfang Februar der Öffentlichkeit präsentiert. Obwohl man es durch diese geschickte Terminierung schaffte, eventuelle Protestbildungen seitens der Studierenden zu umgehen, regte sich doch ein gewisses Maß an Unmut. In unserem Blog haben wir bereits einiges hierzu geschrieben. An dieser Stelle wollen wir noch einmal auf die Vielzahl der Einwände und die bisherige Entwicklung zu sprechen kommen.

Die Kosten

Das Namenskonzept kostet viel Geld. Nicht nur, dass sich seit einiger Zeit verschiedene Gremien mehr oder weniger intensiv damit beschäftigen – zu nennen wären hier der Bundesliegenschaftsbetrieb, der Steuerungskreis Campus Marketing, diverse Vertreter der Universität sowie der Fachhochschule, die Bezirksvertretungen in Dornberg und Schildesche sowie der Stadtentwicklungsausschuss – mehr noch sollen Straßen unbenannt werden. Allein die abschnittsweise Umbenennung der Universitätsstraße und der Morgenbreite erfordert nicht nur die Produktion und Aufstellung neuer Straßenschilder, sondern auch Änderungen im Grundbuch, Liegenschaftskataster und Straßenverzeichnis. Darüber hinaus sollen zu jedem einzelnen neuen Namen Informationsschilder aufgestellt werden, die natürlich auch erst einmal geschrieben, gestaltet und produziert werden wollen. Alles in allem kostet das Ganze viel Geld, das man vielleicht lieber in die Lehre stecken sollte (siehe auch Rainald Manthes Kolumne „Auf der Suche nach guter Hochschulpolitik“ in diesem Heft).

Die Willkürlichkeit der Namen

Auch wenn Prof. Dr. Martin Carrier – der Leiter des Kreativteams, der sich die Namen ausgedacht hat – gerne Interviews gibt, in denen er erklärt, wie wahnsinnig viel man sich bei den neuen Namen gedacht hat: Das Namenskonzept erscheint willkürlich. Das lässt sich vor allem an dem Umstand erkennen, dass man es inner-

halb weniger Wochen seit Bekanntmachung bereits wieder massiv verändert hat. Den Bürgern wird das Ganze zwar als „Feinabstimmung“ verkauft. Tatsächlich wurden aber mittlerweile mehr als 40% des gesamten Konzepts wieder abgeändert. Unter „Feinabstimmung“ versteht man gemeinhin etwas anderes.

Besonders peinlich: In der Bekanntmachung vom 1. Februar wurde zur Untermalung der Doppeldeutigkeit des Konzepts noch stolz verkündet: „Entlang des Ersatzneubaus der Universität verläuft der 'Lauf der Dinge', eine Anspielung auf die Abteilung Geschichte, die dort demnächst ihren Sitz haben wird.“ Blöd nur, dass man diese Namensgebungs-Begründung mittlerweile vergessen hat. Der „Lauf der Dinge“ wurde verlegt und verläuft nun nicht mehr entlang der Fakultät für Geschichte.

Anderes Beispiel: In einem Interview mit der Neuen Westfälischen hatte Carrier noch sehr ausführlich erklärt, was man sich bei der Benennung eines Weges mit dem Begriff „Hypothese“ gedachte habe. Nur kurze Zeit später war die „Hypothese“ komplett aus dem Namenskonzept verschwunden. Blöd gelaufen.

Bei der immensen Geschwindigkeit, mit der man schon jetzt fast die Hälfte des gesamten Konzepts wieder geändert hat, lässt sich vermuten, dass man sich bisher nicht wirklich viel dabei gedacht hat.

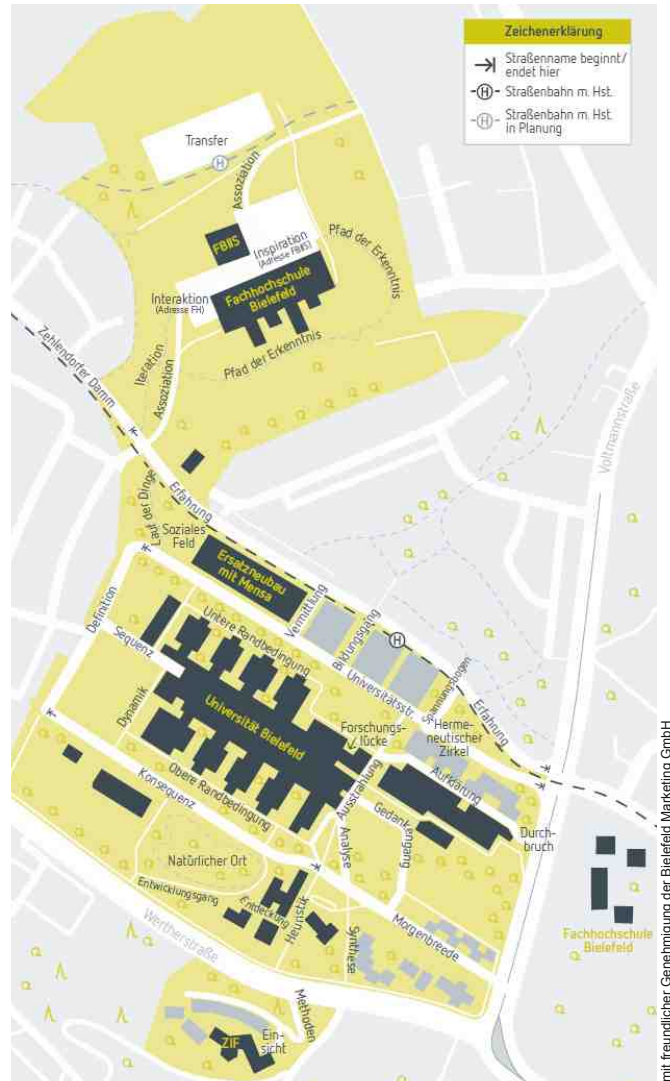
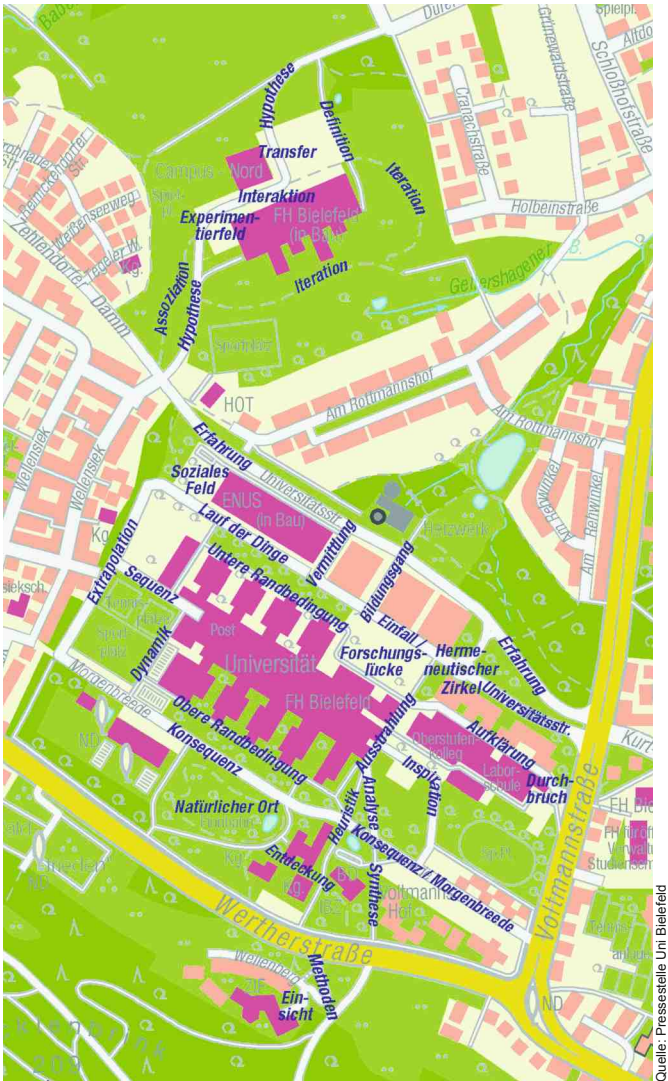


Copyright: Pressestelle Uni Bielefeld

Der kreative Kopf hinter dem Konzept: Prof. Dr. Martin Carrier

Die Öffentlichkeit wird desinformiert

Nicht nur, dass bereits fast die Hälfte des Konzeptes wieder geändert wurde – ohne explizite Erwähnung. Die Bürger werden stellenweise regelrecht verschaukelt. So wurden die Anwohner der Morgenbreite und Universitätsstraße mit der Nachricht negativ überrascht, dass ihre Anschriften sich ändern würden. Die Umbenennung der Morgenbreite sowie der Universitätsstraße wurden dabei explizit und offiziell angekündigt! So hieß es in einer Pressemitteilung der FH Bielefeld: „Die Flurnamen (Lange Lage, Morgenbreite, Wellenberg) sollen nicht weiter beibehalten werden.“ Und auch die Uni Bielefeld vermeldete



Das Namenskonzept mit Stand vom Februar (links) & Stand vom April (rechts):

Fast die Hälfte des Konzepts wurde innerhalb kürzester Zeit wieder geändert. Gut zu erkennen: Die Bezeichnung "Forschungslücke" wandert per Pfeileinfügung vom Frauenparkplatz zu einer Ausbuchtung am Hauptgebäude.

te sehr konkret: „Universitätsstraße, Lange Lage und Morgenbreite waren gestern.“ Nach den teils negativen Reaktionen über die Änderung von Wohnadressen wurde das Konzept geändert. Morgenbreite und Universitätsstraße werden nun abschnittsweise umbenannt – die gleiche Straße soll also demnächst alle paar Meter einen anderen Namen tragen. So bleiben die bewohnten Abschnitte der Straßen von Namensänderungen verschont.

Das Ärgerlichste aber: In der h1, der offiziellen Uni-Zeitschrift vom uni-internen Referat für Kommunikation, wurde die drohende Änderung der Wohnadressen nachträglich zum „Gerücht“ verklärt. Dass Wohnadressen sich ändern sollten, sei nur Teil

der „Gerüchteküche“ gewesen. Im Nachgang kann man dieses Auftreten in der Öffentlichkeit seitens der Verantwortlichen nur noch als absolute Frechheit bezeichnen. Da kündigt man explizit die Änderung der Wohnadressen an und versetzt die Anwohner in Aufruhr, ändert das Ganze anschließend hastig um, und unterstellt dann nachträglich, dass die Bürger sich nur ein Gerücht ausgedacht hätten. Man kann nur den Kopf schütteln über so viel Dreistigkeit.

Nicht minder verwunderlich ist das Auftreten der politischen Institutionen. Eine der Hauptbegründungen dafür, dass das Namenskonzept unter Ausschluss der Öffentlichkeit entwickelt wurde, war, dass man auf die

Kooperation der politischen Institutionen angewiesen sei. Schließlich müssten für Änderungen der Straßennamen die Bezirksvertretungen ihr OK geben. Tatsächlich erklärten dann auch die betroffenen Bezirksvertretungen Dornberg und Schilde ihre Zustimmung zum Namenskonzept. Die brennende Frage lautet aber: Was genau haben die Bezirksvertretungen eigentlich abgestimmt, wenn man offenbar die geplanten Änderungen der Straßennamen innerhalb weniger Wochen wieder ändern kann? Unüblicherweise wurde das Protokoll der entsprechenden Sitzung der Bezirksvertretungen zunächst nicht veröffentlicht. Erst auf Nachfrage der **sozusagen** wurde es in die entsprechende Datenbank gestellt. Aller-



Sie stellten das Namenskonzept am 1. Februar vor: Annette Klinkert, Hermann Berenbrinker, Detlef Knabe, Martin Carrier, Gerhard Sagerer

dings erwartet den interessierten Bürger hier die nächste Überraschung. So steht hier zu Punkt 1, dem Namenskonzept Campus Bielefeld, kein Eintrag. Man hat also erst das Protokoll nicht veröffentlicht, um dann auf Nachfrage eines ohne Inhalt zu veröffentlichen. Wir wollen den Vertretern der Stadt hier keine böse Absicht unterstellen. Eine sorgfältige Aufklärung über das Namenskonzept sieht allerdings anders aus.

Das Konzept ist schlicht peinlich und verwirrend

Man stelle sich die Wegbeschreibungen für künftige Gastwissenschaftler vor: 'Gehen Sie durch den Durchbruch über die Aufklärung links auf die Ausstrahlung.' Wenn man bedenkt, dass die neuen Namen vor allem der Orientierung dienen sollen, muss man sich doch sehr wundern. Irritationen erscheinen jedenfalls vorprogrammiert. Darüber hinaus sind einige Namen völlig misslungen. Hier eine Auswahl:

„Forschungslücke“: Eine der ominösesten Veränderungen am Konzept ist die Lage der Forschungslücke. Im ursprünglichen Konzept, das Anfang Februar veröffentlicht wurde, war mit dem Namen Forschungslücke eindeutig der Frauenparkplatz bezeichnet. Dies führte natürlich zu Hohn und Spott. Entsprechend schnell wurde reagiert: Es handle sich um einen Fehler im Planformat. Auf der neuen Karte ist zum Begriff „Forschungslücke“ ein Pfeil hinzugekommen, der auf eine Aussparung im Uni-Hauptgebäude zeigt. Laut Prof. Dr. Carrier soll das „witzig“ sein, weil sich in dieser Ausbuchtung

nichts befände. Leider scheint Carrier selbst noch nie dort gewesen zu sein, denn neben einer nennenswerten Zahl an Fahrradstellplätzen befindet sich dort auch ein Eingang, der hauptsächlich von Personal genutzt wird. Die Benennung dieser Ausbuchtung per nachträglicher Pfeil-Einfügung hat darüber hinaus noch immer wenig Sinn. Ausbuchtungen am Uni-Hauptgebäude, in denen sich nur Fahrradstellplätze und Eingänge befinden, gibt es zu Hauf. Warum ausgerechnet diese Ausbuchtung so genannt wird und die anderen namenlos bleiben, ist unklar. Noch dazu erhält die große Fläche des Frauenparkplatzes nach aktuellem Stand nun überhaupt keinen Namen, was ebenfalls wenig Sinn ergibt. Schließlich wollte man doch „Nägel mit Köpfen“ machen und alles mit Namen versehen.

„Bildungsgang“: Der Weg von der Stadtbahn-Uni-Haltestelle zum Hauptgebäude soll „Bildungsgang“ heißen. Ein starkes Indiz dafür, dass Prof. Dr. Carrier nie mit der Bahn fährt. Dann wüsste er, dass es dort zwei Wege gibt: Einen unteren und einen oberen. Da das Namenskonzept vor allem auch der Orientierung dienen soll, haben Ortsunkundige ein Problem: Welchen Weg sollen sie nehmen? Wer beispielsweise direkt in die Gebäudeteile rechts vom Haupteingang möchte, der sollte den unteren Weg gehen – wer in die Haupthalle möchte, den oberen. Man muss also ortskundig sein, um sich von der Haltestelle auf den richtigen Weg zum Hauptgebäude machen zu können. Besonders absurd: Das Namenskonzept soll eine Einladung an

alle Bürger der Stadt sein, das Campusgelände zu entdecken. Falls diese also demnächst tatsächlich zu diesem Zweck mit der Bahn anreisen sollten, werden sie vom ersten Schritt an in die Irre geleitet.

„Soziales Feld“: Für Sozialwissenschaftler ist dieser Name natürlich das Highlight im Namenskonzept. Das 'Soziale Feld' soll neben dem Ersatzneubau liegen und damit nach offizieller Verlautbarung „augenzwinkernd“ auf die Fakultät für Soziologie hinweisen, die in den Neubau einziehen wird. Für Bielefelder Soziologen erscheint das Augenzwinkern allerdings eher mit einem diabolischen Grinsen untermalt zu sein, denn der Begriff 'Soziales Feld' stammt aus dem Theoriegebäude Pierre Bourdieu, einem französischen Soziologen. Das Irritierende daran: Die Plätze und Wege auf dem Campus sollen mit allgemeinen Begriffen aus der Wissenschaft benannt werden. Der Begriff „Soziales Feld“ allerdings ist so spezifisch und speziell, dass er noch nicht einmal im Wörterbuch zur Soziologie einen Eintrag hat. Da stellt sich natürlich die Frage: Wenn man offenbar schon bereit ist, einen Begriff zu wählen, der noch nicht einmal eine besonders breite Relevanz innerhalb einer wissenschaftlichen Disziplin hat – warum kann man dann nicht einen nehmen, der wenigstens etwas mit der Historie der Bielefelder Soziologie zu tun hat. Das 'Soziale Feld' jedenfalls steht in keinerlei Verbindung zu bedeutenden Bielefelder Soziologen wie Helmut Schelsky (Gründungsvater der Uni) oder Niklas Luhmann (erster Professor der Uni). Auch wenn man nicht unbedingt einen regionalen Bezug haben wollte, so hätte man doch auf diese Weise „augenzwinkernd“ und „doppeldeutig“ sowohl auf die Anfänge der Universität als auch die hohe Bedeutung der Bielefelder Fakultät für Soziologie für die gesamte Fachdisziplin hinweisen können. Stattdessen müssen die Bielefelder Soziologen und Sozialwissenschaftler demnächst aus ihren Fenstern auf einen Platz schauen, der nach einem wenig relevanten Begriff eines in Bielefeld wenig relevanten französischen Soziologen benannt ist. Wenn diese dann nicht eher die Stirn runzeln statt zu zwinkern...

Michael Grothe-Hammer

AM ENDE WAR DIE SOFTWARE SCHULD

Die merkwürdige Rolle der Computertechnik bei den inhaltlichen Änderungen am neuen Master Soziologie

Es klingt wie eine negative Utopie aus ferner Zukunft: Die Software diktiert uns unser Leben. Doch an Universitäten versammeln sich viele Absurditäten, so auch diese: Der neue Master Soziologie, welcher seit 2008 geplant wurde, kommt nun zum Wintersemester 2012/13. Und das, obwohl die Fakultät bereits Mitte 2011 alles fertig geplant und beschlossen hatte. Warum hat das so lange gedauert?

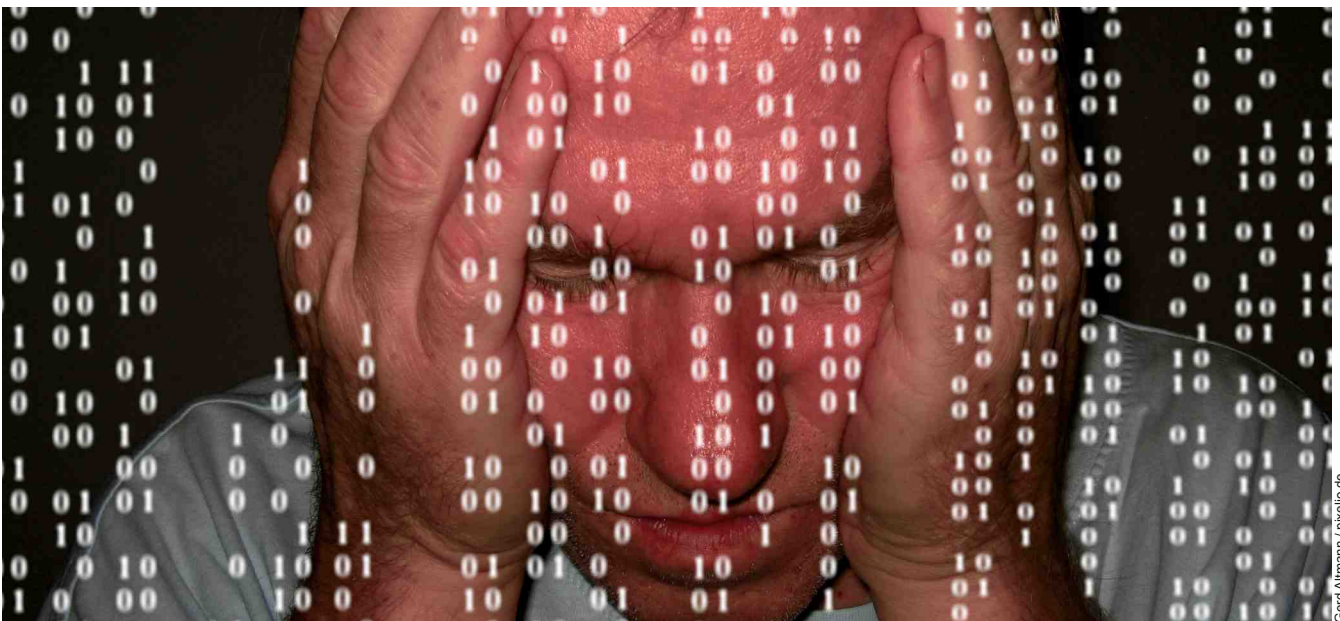
Zur Erinnerung: Bereits in der letzten Ausgabe (Dezember 2011) berichtete die **sozusagen** über Unstimmigkeiten zwischen dem Rektorat und der Fakultät, welche zu Verzögerungen führten. Dabei ging es um unterschiedliche Vorstellungen von Modularisierung (inhalts- vs. kompetenzorientiert) und die Möglichkeit der Mehrfachstudierbarkeit von Modulen,¹ an welcher letztlich das neue, freiere Konzept scheitern sollte. Nachdem die Studierendenvertreter durch eine Vollversammlung Druck ausgeübt und das Dekanat mehrfach nachverhandelt hatte, schien es einen fragilen Kompromiss zu geben: Die Fakultät darf unter Distanzierung und ohne Hilfe des Rektorates den Studiengang ak-

kreditieren. Eine unschöne Lösung, aber immerhin eine Lösung.

Nun gab es neue Gespräche zwischen Rektorat und Dekanat, welche dazu führten, dass die Fakultät die „Fake-Variante“ der Mehrfachstudierbarkeit umsetzt. Die mehrfach studierbaren Module erhalten nun die Zusätze „a“, „b“ und „c“. Der Unterschied zwischen echter Mehrfachstudierbarkeit, wie sie von der Fakultät gewollt wurde, und der „Fake-Variante“, welche vom Rektorat vorgeschlagen wurde, schien nicht mehr vermittelbar. Bedenken gegen diese Variante hatte es vor allem aus zwei Gründen gegeben: Zum einen simuliert diese Variante eine Fülle an unterschiedlichen Modulen, die es nicht gibt. Dies könne dazu führen, dass Studierende (legitim!) Forderungen nach einer Bestückung dieser Module mit Veranstaltungen unterschiedlichen Niveaus stellten. Dies ist nicht allzu fern liegend: Wer will als Fortgeschrittener schon in einem Seminar sitzen, an welchem vorwiegend Einsteiger teilnehmen? Diese Fülle von Veranstaltungen unterschiedlichen Niveaus ist jedoch von der Fakultät, welche eine Vielzahl von Studiengängen verantwor-

tet, nicht zu leisten, weshalb der Fokus auf ein thematisch möglichst breites Angebot und große Wahlfreiheit gelegt wurde. Zweitens wurden, vor allem von Studierendenvertretern, Bedenken geäußert, dass mit der „Fake-Variante“ dem Rektorat Tür und Tor geöffnet werde, noch weiter als bisher geschehen in den dann laufenden Master Soziologie hinein zu regieren. So könnten aus einer Abstufung der Module (wiederum legitime) Forderungen nach einer echten Diversifizierung des Lehrangebots gestellt werden, welche dann sogar rechtlich untermauert werden könnten. Die Rechtsgrundlagen dafür sind freilich schwach, wie ein Rechtsgutachtens des Rektorates zeigte, welches Mängel in der Argumentation aufwies und deshalb von verschiedenen Seiten zurückgewiesen und stark überarbeitet wurde (**sozusagen** berichtete).

Ein interessantes Detail lässt nun aufhorchen: Nachdem die Fakultät nun nachgegeben und die Module mit den Zusätzen „a“, „b“ und „c“ unterscheidbar gemacht hat, wurden alle weiteren Forderungen, welche vorher verschiedentlich gestellt wurden, für unwichtig erklärt. So war der



Gerd Altmann / pixelio.de

unterschiedliche Kompetenzbegriff von Dekanat und Rektorat plötzlich kein Problem mehr. Auch müssen die Module nicht, wie vorgeschlagen, „Grundlagen“, „Vertiefung“ und „Profilstudium“ genannt werden. Was ist geschehen? Dies scheint mit einem Vermerk des BIS (zentrale Einrichtung, zuständig für die Softwarelösungen der Universität) zusammenzuhängen. Das BIS hatte im Zuge der Umstrukturierung der Bachelorstudiengänge auf zehn Leistungspunkte pro Modul² eine neue Moduldatenbank programmiert. In einem internen Vermerk, welcher der **sozusagen** vorliegt, merkt das BIS nun an, dass die echte Mehrfachstudierbarkeit von Modulen, welche von der Fakultät für Soziologie für den neuen Master angedacht war, großen programmiererischen Aufwand erfordern würde, da die Software entsprechend angepasst werden müsste. Aufmerken lässt hier, dass der Vermerk (einer Serviceeinrichtung!) auch gleich sagt, wer die Kosten dafür zu tragen hätte: die Fakultät für Soziologie. Es ver-

wundert doch stark, dass eine Serviceeinrichtung, welche dazu da ist, Lehre und Forschung zu erleichtern, einer Fakultät diktieren kann, welche Kosten sie zu tragen hätte. Zugleich deutet diese Striktheit darauf hin, dass die Vorstellungen der Fakultät für Soziologie von einem guten Masterstudiengang zu erheblichen Problemen für die Software führen würden.

Probleme, die scheinbar nun gelöst sind, weil die Fakultät sich auf einen unliebsamen Kompromiss eingelassen und die Module unterscheidbar gemacht hat. Dass alle weiteren Bedenken seitens des Rektorates plötzlich gegenstandslos wurden zeigt, dass Software das Leben auch an Universitäten bestimmt und den zukünftigen Studierendengenerationen diktiert, wie und was sie studieren können – und was nicht. Debatten darüber werden nicht zugelassen. Wenn solche Absurditäten zum Normalfall werden, wird sich das Studienangebot der Zukunft weniger danach richten, was als inhaltlich

und didaktisch richtig und wichtig angesehen wird, als vielmehr danach, was mit der aktuellen Software am günstigsten zu realisieren ist.

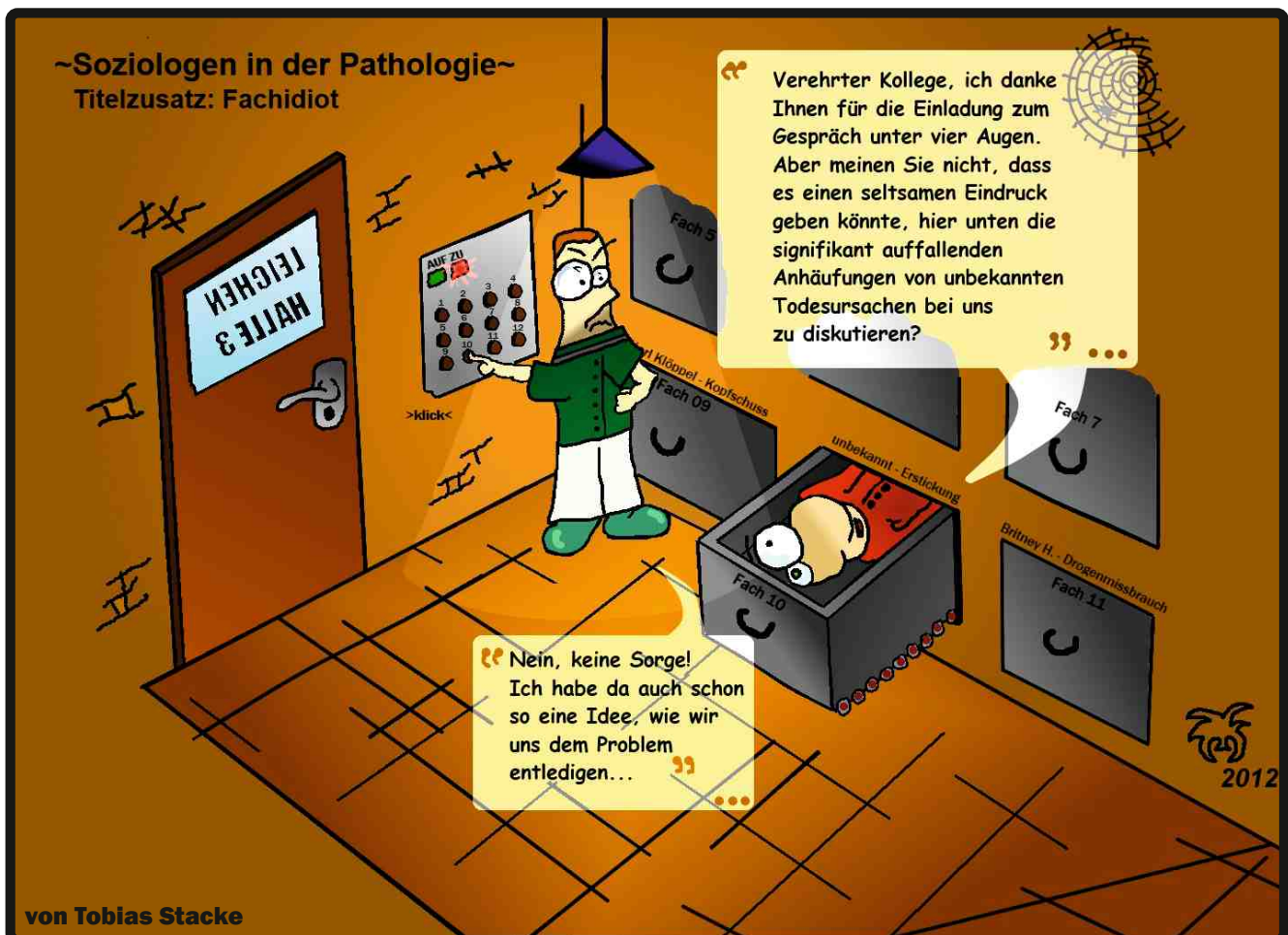
Rainald Manthe

PS: Wie es nun aussieht, könnte der schnelle Wechsel vom alten in den neuen MA ebenfalls an der Software scheitern: Solange dort keine neue Masterstruktur angelegt ist, kann nicht gewechselt werden. Wechselwilligen sei gesagt: Am Ende war die Software schuld.

[1] Studierende sollten Module mit je zwei Veranstaltungen bis zu dreimal belegen können, um ein Fachgebiet möglichst stark vertiefen zu können. Natürlich sollten sie nicht dreimal die gleichen Veranstaltungen besuchen.

[2] Welche zu solch paradoxen Erscheinungen führte wie eine „individuelle“ Ergänzung, die man nun nicht mehr individuell zusammenstellen kann. Auch hierfür scheint die Moduldatenbank die Ursache zu sein, da sie individuelle Veranstaltungen kaum abbilden kann.

Auflockern des



Prahlern mit Zahlen

Die Universität ist nicht nur eine vielfach in Worten beschriebene Organisation, sie wird auch in Zahlen erfasst und dargestellt. Begibt man sich auf die Suche nach diesen, stößt man auf ganz Unterschiedliches, wie z.B. die Anzahl der Bücher in der Universität. Ganze **2,2 Millionen** lagern in der Bibliothek. Das älteste stammt aus dem **Jahr 1483**. Für die Studierenden bedeutet dies – lässt man die wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen und Professor_innen außen vor – dass pro Studierenden **ca. 119 Bücher** bereitstehen. Ein wahrliches Schlaraffenland – würden sich die Begehrlichkeiten auf bestimmte Bücher nicht höchst ungleich verteilen. Wer kennt sie nicht, die verzweifelte Suche nach einem verfügbaren Buch zu einem allseits beliebten Thema, wie z.B. Globalisierung. Apropos Studierende. **Heute** gibt es von dieser speziellen Spezies, die manche/n Professor_in irritiert aufblicken lässt, ganze **18.546**. Diese hohe Zahl überrascht – wurde die Universität **1967** doch noch für **3600 Studierende** geplant. Diese Planzahl stieg jedoch rasch an. **1970** plante man die Uni bereits für **6000 Studenten** und schon **drei Jahre später** gar für **11.500**. **1980** wurde das „Plansoll“ fast erreicht: es studierten **11.084 Studierwillige** in dem neuen ostwestfälischen Gral der Wissenschaften, **1990** waren es dann sogar **14.776**. Aber

unsere Uni ist ja ein Gebäude mit großem Fassungsvermögen. So ist denn auch der Platz, der (wieder unter Absehung von Professor_innen, wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen und nicht-wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen) jedem einzelnen Studierenden zur Verfügung steht, im Verhältnis immer noch deutlich größer als der gesetzlich vorgeschriebene Platz für Legehennen: während diesen **nur 0,055m²** zustehen, verfügen wir glücklichen Studierenden doch immer noch über **9,7m² je Person** (der tierliebende Leser möge mir an dieser Stelle meinen Zynismus verzeihen!). Nach diesem kleinen Exkurs zurück zum Thema: Leider muss man feststellen, dass die Anzahl der Professor_innen nicht in gleicher Relation wie die der Studierenden anstiegen ist. **1980** kamen noch auf jeden Professor_in **45,6 Studierende**, **1990** waren es **59 Studierende** und **heute** gar **63 Studierende** – Tendenz steigend, bedenkt man die Studierendenschwemme durch die doppelten Abiturjahrgänge im **Jahr 2013**. Vielleicht erklärt sich auch dadurch, dass **4362 Studienanfänger_innen** uniweit im **Jahr 2000** nur **2487 Absolvent_innen** im **Jahr 2005** gegenüber stehen? Für die Fakultät für Soziologie sieht diese Relation noch drastischer aus: **599 Studienanfänger_innen** im **Jahr 2000** stehen **88 Absolvent_innen**

im **Jahr 2005** gegenüber. Im Vergleich **2005/2010** sieht die Relation schon besser aus: 2005 nahmen 453 junge Leute ihr Studium auf, demgegenüber stehen im **Jahr 2010 277 Absolvent_innen**. Aber lassen wir uns von diesen Zahlen nicht täuschen. Anders, als es die Planer unserer Studiengänge vorsehen, studiert die Minderheit in der Regelstudienzeit. Für den BA-Politikwissenschaft waren das im **Jahr 2010 24,3% der Absolvent_innen**, für den BA-Soziologie **38%**, für den BA-Sozialwissenschaften **26,9%**, für den MA-Soziologie ebenso wie für den MA-Politische Kommunikation **30%**. Eine überraschende 'Abweichung' stellt hier der MA Ed. Sozialwissenschaften dar, hier schlossen ganze **53,8%** in Regelstudienzeit ab. Lassen wir uns also nichts mehr vormachen: Ein paar Semester länger zu studieren ist die Regel, nicht die Abweichung!

Sophia Cramer

Quellen:

- <http://www.ub.uni-bielefeld.de/biblio/>
- http://www.uni-bielefeld.de/presse/fo-mag/s3_8_rhing.pdf
- <http://www.bi-info.de/bielefeld/freizeit/sehenswertes/universitaet/index.htm>
- Statistische Jahrbücher der Universität Bielefeld 2001 und 2011
- Anfragen bei verschiedenen Verwaltungsstellen der Universität Bielefeld



Aufgrund steigender Studierendenzahlen bald noch voller? Die zentrale Halle der Uni Bielefeld (im Jahr 2003)

Zeitschrift für Soziologie

ZfS

Herausgegeben von der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie

Jahrgang 41, Heft 3, Juni 2012

Inhalt

Wirtschaftssoziologie

Bedingungen des Erfahrungsaustausches in wirtschaftlichen Transaktionen:
Das Beispiel der Reputation von Weiterbildungsanbietern

Martin Abraham & Christina Meyer

Politische Soziologie

Die Erklärung der Zustimmung zu familienpolitischen
Umverteilungsmaßnahmen – Evidenz für das Wechselspiel von rationalen
Erklärungsansätzen und der Bedeutung von Einstellungen zur Familie

Guido Mehlkop & Robert Neumann

Space Matters. The Group Threat Hypothesis Revisited with Geographically
Weighted Regression. The Case of the NPD 2009 Electoral Success

Celine Teney

Soziale Ungleichheit / Social Inequality

Die Auswirkung von Studiengebühren auf die Studierneigung in Deutschland. Evidenz aus einem natürlichen
Experiment auf Basis der HIS-Studienberechtigtenbefragung

Marcel Helbig, Tina Baier & Anna Kroth

Mitteilungen / Communications

Call for Papers: "European Labour Force Survey (EU-LFS) and European Union Statistics on Income and Living
Conditions (EU-SILC)". Mannheim, March 21-22, 2013

"Communicating Disaster – A Case for Qualitative Approaches to Disaster Research". Report of a Research Group at
the Center for Interdisciplinary Research (ZiF), Bielefeld



Lucius & Lucius Verlagsges. mbH, Gerokstraße 51, D-70184 Stuttgart, Tel. 07 11/24 20 60, Fax 07 11/24 20 88, E-Mail: lucius@luciusverlag.com, <http://www.luciusverlag.com>. **Redaktion:** Zeitschrift für Soziologie, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Postfach 100 131, D-33501 Bielefeld. E-Mail: zfs@uni-bielefeld.de. **Erscheinungsweise** jährl. 1 Band/6 Hefte. **Bezugspreis** 129,- € (Institutionen/Bibliotheken), für private Bezieher 86,- €, Studenten gegen Vorlage der Studienbescheinigung 43,- €, (jew. zzgl. Versandkosten 9,- €, (Inland), 13,- € (Ausland). Einzelheft 24,- € zzgl. Versandkosten (unverbindl. empf. Preise). Zusätzlicher Online-Zugang 15,- € (pro Jahr; nur in Kombination mit Print-Abo).

Bestellungen richten Sie bitte an lucius@brocom.de

www.zfs-online.org
www.luciusverlag.com

LUCIUS
LUCIUS



Stuttgart

Alltag soziologisch erklärt

DER BOSSA-NOVA-EFFEKT

Warum der Alkohol uns so gesellig macht

Alkoholkonsum bei geselligen Anlässen hat den gleichen Effekt wie der Bossa Nova im bekannten Lied von Manuela („Schuld war nur der Bossa Nova“). Sobald Alkohol im Spiel ist, kann man enthemmt Spaß haben und am nächsten Tag alles mit dem Rausch entschuldigen. Das funktioniert, weil die Kopplung an die eigene Person beim Betrunkenen gelockert ist: Er war's zwar, aber nicht wirklich. In der Folge entstehen „peinliche“ Ereignisse am laufenden Band, die als Themen für gesellige Interaktionen in Gruppen fungieren. Ein soziologischer Blick auf die enthemmende Wirkung von Alkohol.

Im aktuellen Spot der Kampagne „Alkohol? Kenn dein Limit!“¹ werden drei Suffgeschichten erzählt, die böse enden. Damit das Ganze auch hipp aussieht, läuft alles rückwärts und in Zeitlupe ab. Zu Beginn des Films gibt es sogleich den üblichen Toten: Ein Junge rast ins Jenseits, diesmal mit dem Fahrrad. Danach prügeln sich zwei Freunde. Zu guter Letzt stürzt eine junge Frau und begießt sich mit Prosecco. Kommentiert wird der Sturz per Texteinblendung: „Sie blamiert sich total.“ Ob etwas Perlwein auf dem Kleid zur totalen Blamage führt, sei dahingestellt. Ganz offensichtlich aber haben die Initiatoren den Sinn des Alkoholkonsums nicht erfasst. Denn: Darum geht's doch!

Der ein oder andere mag bei der geschilderten Szene denken: Wo ist das Problem? Für manch anderen wäre die Party vielleicht sogar langweilig, wenn niemand hinfällt oder verprügelt wird. Prügeln, Rumsauen, Stürzen sind schließlich all zu oft die üblichen Bestandteile einer „gelungenen“ Feier. Hinzu kommt: Was wäre die aktuelle Party ohne die Geschichten von der letzten? Die Story über den Kommilitonen, der oberkörperfrei auf den Teppich gekotzt hat, sorgt schließlich auf jeder Feier wieder für Erheiterung.

Die Affinität zu Alkohol ist entsprechend ungebrochen. Zwar verzeichnet die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung einen minimalen Rückgang bei jugendlichen Trinkern (vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2011), dennoch gehört der Alkohol nach wie vor fest zum gesellschaftlichen Alltag und zu geselligen Anlässen. Vor allem das sog. „Rauschtrinken“ erfreut sich recht konstanter Beliebtheit.

Die bekannte Alltagserklärung für diesen Umstand dürfte jedem geläufig sein: Alkohol enthemmt, besoffen lässt sich besser feiern. Tatsächlich wirkt Alkohol aber eher andersherum: Er putsch nicht auf, sondern macht eher müde (vgl. ex. Czichos 2010; Arnedt et al 2011). Auch seine angeblich enthemmende Wirkung im Gehirn



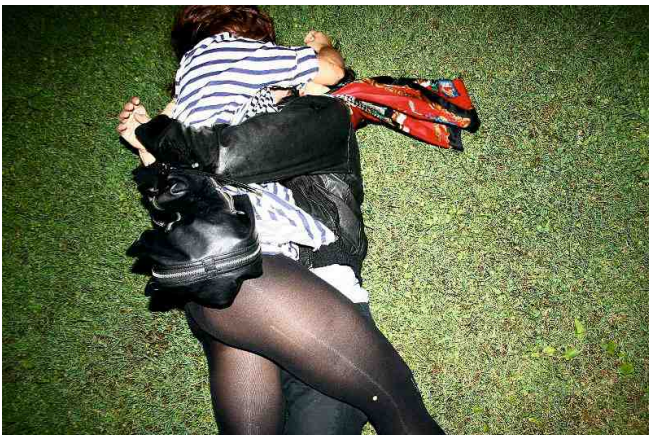
Kai Schöning / pixelio.de



icanteachyouhowtodoit / flickr / CC BY 2.5



icanteachyouhowtodoit / flickr / CC BY 2.5



icanteachyouhowtodoit / flickr / CC BY-NC-ND 2.5



icanteachyouhowtodoit / flickr / CC BY 2.5

ist nicht unumstritten (vgl. ex. Paulus 2007). Warum glauben trotzdem alle, dass Alkohol locker macht?

Die Enthemmung

Ob Alkohol im Gehirn wirklich eine enthemmende Wirkung hat, ist gar nicht entscheidend. Viel wichtiger ist, dass alle um die vermeintlich enthemmende Wirkung „wissen“. Und noch wichtiger: Alle wissen, dass alle es wissen. Der Effekt: Wer besoffen ist, kann ganz „verrückte“ Dinge machen wie Küssen, Tanzen oder Grölen. Interessant wird das Ganze am nächsten Morgen: Wie beim Bossa Nova kann man die Verantwortung für sein Verhalten weitestgehend dem „Rauschmittel“ zuschieben. Dieser Effekt tritt meist sowohl in der Selbstbeschreibung auf ('Ich habe nur nackt auf dem Tisch getanzt, weil ich betrunken war') als auch in der Fremdbeschreibung ('Der hat das nur gemacht, weil er besoffen war – eigentlich ist der ganz anders').

Aufschlussreich ist, was in beiden Fällen stattfindet: Die Trennung von „Akteur“² und Person. Und so hat der Betrunkene dieses Verhalten zwar gezeigt und es ist ihm eindeutig zuordenbar, trotzdem rechnet man es ihm als Person nicht zu. Wenn nicht auf eine Person an sich, aber dennoch auf einen „Akteur“ zugerechnet wird, spricht man auch vom Bereich der „Unperson“ (vgl. Luhmann 2005). Eine solche Zuordnung geschieht auf einen „Akteur“, aber eben auf den „Teil“ des Akteurs, der nicht Person ist. Unter dieser sog. „Unperson“ kann man alles einordnen, das man einer Person eigentlich nicht zurechnen würde, das diese aber dennoch getan hat: Handlungen unter Zwang, psychotische Schübe, sexuelle Freizügigkeit im Urlaub (der zählt ja bekanntlich nicht)

oder eben besoffenes Verhalten. Diese Praxis findet vor allem im Rechtssystem Anwendung: in Form von Unzurechnungsfähigkeit oder Strafminderung.

Der Grad der Trennung von „Akteur“ und Person ist oftmals graduell. Wer besoffen ist und nackt auf dem Tisch tanzt, kann sein Verhalten vermutlich ganz gut der Unperson zuordnen, während Fremdgehen zumeist nur schlecht durch Alkoholkonsum entschuldbar ist (es sei denn vielleicht, Urlaub und Alkohol kommen zusammen...). Dennoch eröffnen sich insbesondere unter Leuten, die sich regelmäßig sehen, ungeahnte kommunikative Möglichkeiten, denn die Suff-Ereignisse lassen sich langfristig verwerten.

Der Aufbau einer gemeinsamen Geschichte

Wenn Menschen auf Partys zusammenkommen, müssen sie zwangsläufig miteinander reden. Die entstehenden geselligen Interaktionen haben dabei das ständige Problem, dass Themen gefunden werden müssen, um die Interaktion aufrechterhalten zu können. Das stellt Gruppen, die sich regelmäßig zu solchen Veranstaltungen zusammenfinden (z.B. in Schützenvereinen, kleinen elitären Studiengängen oder Kegelclubs) vor Probleme. Irgendwann kennen sich alle und jeder weiß, wo der andere herkommt und was er im Leben geleistet hat. Wenn dann auch noch allgemeinere Themen wie Fußball oder das Dschungelcamp zur Neige gehen, kommt der Bossa-Nova-Effekt wieder ins Spiel.

Damit sind wir zurück beim Prügeln, Rumsauen, Stürzen. Da man im alkoholisierten Zustand abweichendes Verhalten zeigen kann, ohne die eigene Person zu ge-

fährden, entstehen Ereignisse: Leute stürzen (oder fallen manchmal auch einfach um), tanzen auf dem Tisch und knutschen die eigentlich verhasste Kommilitonin. Eine praktische Eigenschaft dieser so entstandenen Ereignisse ist, dass man sie immer wieder erzählen kann. Der Trick ist entsprechend einfach: Wenn man bei der nächsten Party nicht mehr weiß worüber man reden soll, redet man über die „verrückten“ Szenen der letzten Party (oder von der davor). Um es mit den Worten eines Schützenvereinsmitgliedes zu sagen³:

„Wodrüber man sich da unterhält? Ja über vieles. Ist unterschiedlich. Weiß ich nicht. (...) Ja hier, weißt du noch letztes Jahr, da war das und das. Dann ist der da irgendwo hingefallen.“

Und da die betreffenden Leute betrunken waren, muss es ihnen nicht einmal peinlich sein (auch wenn einige gerne so tun, bevor sie dann wenig später auf dem nächsten Tisch das Tanzbein schwingen...). Der gewollte Nebeneffekt ist der Aufbau einer gruppeneigenen Geschichte, was man gut an Formulierungen wie „weißt du noch?“ erkennen kann. Diese Geschichtsschreibung dient im Weiteren dazu, sich als Gruppe Außenstehenden gegenüber abgrenzen zu können. Die können schließlich nicht mitreden, sondern nur zuhören.⁴

Die alkoholbedingte lose Kopplung von „Akteur“ und Person ermöglicht also die Generierung von „peinlichen“ Ereignissen (die aber niemandem wirklich peinlich sein müssen) und sorgt dadurch für einen konstanten Nachschub an Themen für die gesellige Partyinteraktion in Gruppen, die dadurch ihre eigene Geschichte und somit Identität aufbauen können. Man könnte von Systembildung sprechen, demselben Effekt also, den angeblich auch der Bossa Nova hat: Im Lied findet die enthemmte Protagonistin Jane einen Mann und bekommt anschließend zwei Kinder. Auch ein Akt der Systembildung.

Anstatt vermeintliche „Peinlichkeiten“ in Werbespots aneinanderzureihen, müsste eher adäquater Ersatz für den Alkohol gefunden werden, und zwar nicht für den Rausch, sondern für seine sozialen Funktionen. Diese könnte man sicher auch anders erfüllen, nämlich durch funktionale Äquivalente (siehe Kasten) oder, besser

noch, einen gesellschaftlichen Wandel. Dann würde die eingangs erwähnte Kampagne ihre Ziele vielleicht tatsächlich erreichen. Anstelle eines übertriebenen Alkoholrausches reicht letztlich bestimmt etwas so harmloses wie der Bossa Nova, um einmal reuelos aus der Rolle fallen zu können.

Michael Grothe-Hammer

Literatur:

■ Arnedt, J. Todd; Rohsenow, Damaris J.; Almeida, Alissa B.; Hunt, Sarah K.; Gokhale, Manjusha; Gottlieb, Daniel J.; Howland, Jonathan 2011: Sleep Following Alcohol Intoxication in Healthy, Young Adults: Effects of Sex and Family History of Alcoholism, in: Alcoholism: Clinical and Experimental Research 35 (5), S. 870-878.

■ Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2011: Der Alkoholkonsum Jugendlicher und junger Erwachsener in Deutschland 2010 – Kurzbericht zu Ergebnissen einer aktuellen Repräsentativbefragung und Trends, Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

■ Czichos, Joachim 2010: Wenn Alkohol müde macht, WWW-Dokument, http://www.wissenschaft-aktuell.de/artikel/Wenn_Alkohol_muede_macht_Gen_schuetzt_vor_Abhaengigkeit1771015586825.html (Abruf vom 19.03.2012)

■ Kieserling, André 1999: Kommunikation unter Anwesenden, Frankfurt am Main: Suhrkamp

■ Luhmann, Niklas 1994: Die Gesellschaft und ihre Organisationen, in: Derlien, Hans-Ulrich (Hg.): Systemrationalität und Partialinteresse – Festschrift für Renate Mayntz, Baden-Baden: Nomos, S. 189-201

■ Luhmann, Niklas 2005: Die Form „Person“, in: ders.: Soziologische Aufklärung 6, 2. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

■ Paulus, Jochen 2007: Von wegen Promillesünder - Alkohol enthemmt? Nicht unbedingt. Unter Umständen mahnt er sogar zu besonderer Vorsicht!, in: Gehirn & Geist 9_2007

[1] Zu sehen hier: <https://www.kenn-dein-limit.info/index.php?id=265> (Abruf vom 19.03.2012)

[2] Systemtheoretisch korrekt müsste es natürlich „Adresse“ lauten. Aber da selbst Luhmann (vgl. 1994: 191) zu Gunsten der Verständlichkeit den Akteursbegriff benutzt, werde ich dies hier auch tun.

[3] Der Ausschnitt stammt aus einem Interview, das ich im Rahmen einer anderen Untersuchung geführt habe.

[4] Zu den Funktionen von Themen in Interaktionen und dazu, dass sie sozial exklusiv wirken siehe: Kieserling 1999: 185f&193ff

Funktionale Äquivalente zum Alkohol

- Morphsuits: Ganzkörperanzüge; müssen nicht einmal zum Trinken abgelegt werden; ermöglichen sich unerkant in der Öffentlichkeit zu bewegen
- Kostümpartys: Karneval, Fasching, Maskenbälle; erlauben in eine andere Rolle zu schlüpfen
- andere Drogen: illegale Drogen mit gesellschaftlicher Akzeptanz in bestimmten sozialen Umfeldern können denselben Effekt wie Alkohol haben
- Bossa Nova: musikalische Ausdrucksform, die das Blut in Wallung bringt
- in Trance tanzen: besonders in bestimmten religiösen Richtungen wie „Candomblé“ verbreitet; man tanzt so lange, bis man in Trance ist und transzendente Erfahrungen macht
- Midlife-Crisis, Wechseljahre, Menorrhö
- Impro-Theater



„NIMM’S NICHT SO ERNST!“

Eine Augenzwinker-Kommunikation

Bevor es das Internet gab, tauschten sich Menschen mit Briefen aus. Um im Text ihre Emotionen und Gefühlslage auszudrücken, hatten sie nur die Mittel der Sprache (unterschiedliche Ausdrücke, Redensarten) sowie Satzzeichen zur Verfügung. 1963 zeichnete der amerikanische Werbegrafiker Harvey Ball für eine Versicherungsgesellschaft das erste Smiley in Form von zwei Punkten und einem gebogenen Strich in einen gelben Kreis.¹ 19 Jahre später lächelte den Benutzern des World Wide Web das vom Informatikprofessor Scott E. Fahlman entwickelte elektronische Smiley entgegen. Als Synonym für "Smiley" wird oft das Wort "Emoticon" (eine Wortkreuzung, gebildet aus Emotion und Icon²) verwendet. Das ist nicht ganz korrekt: Ein Emoticon ist eine Zeichenfolge und wird aus Satzzeichen konstruiert, während ein Smiley schon ein grafisches Objekt ist, das einen Gesichtsausdruck darstellt.

Menschen nutzen Smileys und Emoticons in der informellen Kommunikation über das Internet (in Chatträumen, sozialen Netzwerken und im E-Mail-Verkehr): Sie fügen in ihre Nachrichten lächelnde, erstaunte, zwinkernde oder traurige Gesichter ein. So können ihre Freunde, Bekannten und Kollegen beim Lesen einer elektronischen Nachricht besser erkennen, welche Stimmungen und Gefühle die Nachricht enthält. Doch die neuen Gefühlszeichen bringen nicht nur Vorteile: Manche Internetnutzer ersetzen durch Emoticons und Smileys Satzzeichen und sogar viele Wörter. Der syntaktische Satzbau, die Zeichensetzung sowie Inhalte schriftlicher Äußerungen werden damit einfacher und der schriftliche Ausdruck wird knapper.

Die Verbalisierung eigener Gefühle und Emotionen ist kompliziert, erst recht in der Schriftform. Dafür muss man kognitive Prozesse und Reflexionen aktivieren. Smilies am Ende der Sätze vereinfachen diese Aufgabe nicht nur, sondern lösen diese manchmal auch völlig. Denn wozu sollte man seinen Gefühlszustand noch ausführlich beschreiben, wenn es mit einem Emoticon oder Smiley schneller geht? Obwohl Smilies Teilnehmern an der elektronischen Kommunikation zusätzliche Möglichkeiten zur Informationsdarstellung bieten, simplifizieren diese grafischen Objekte einen Sprachinhalt: Mehrere Smiley-Varianten können nicht die ganze Vielfalt von menschlichen Emotionen wiedergeben.

Welche Funktionen erfüllen dann Emoticons und Smilies als Elemente der schriftlichen elektronischen Kommunikation? Zum ersten die *informative Funktion*: Sie enthalten zusätzliche Informationen über Stimmungs- und Gefühlszustände des Verfassers einer Nachricht. Das trägt zur effektiveren interpersonellen Kommunikation bei. Zweitens erfüllen Emoticons und Smilies auch eine *emotionale Funktion*. Zum Beispiel kann ein lächelndes Gesicht am Ende eines Satzes die emotionale Unterstützung und das Wohlwollen des Kommunikationspartners ausdrücken. Die Besonderheit dieser Funktion ist, dass bei manchen Teilnehmern an der elektronischen Kommunikation eine Art psychologischer Sucht nach Smilies entsteht. Beim Schreiben verwenden einige Leute diese Zeichen zu oft. Das hat zur Folge, dass diese keine Ergänzung mehr zu schriftlichen Äußerungen, sondern schon ihre Grundlage werden. Manche Empfänger von elektronischen Nachrichten nehmen Smilies auch zu ernst. Dies kann zu Schwierigkeiten bei der schriftlichen Kommunikation führen. Zum Beispiel kann ein unbeachtet platziertes Smiley, das zum Inhalt einer Aussage gar nicht passt, falsch interpretiert werden. Oder wenn eine Person beim Lesen ermunternde Smilies vom Kommunikationspartner erwartet, aber im Text nicht findet, kann dies zu negativen Gefühlszuständen führen: Unruhe, Unzufriedenheit, Ärger usw.

Mittlerweile sind elektronische Smilies eine gewöhnliche Komponente der informellen schriftlichen Kommunikation geworden. Im Unterschied zur direkten Kommunikation (face-to-face) und nonverbalen Kommunikation (Wahrnehmung von Stimmausdruck, Mimik und Gestik des Gegenübers) ist es schwieriger, eigene Gefühlszustände in der Schriftform deutlich zu machen. In diesem Sinn kann die Visualisierung der Emotionen durch Smilies hilfreich sein. Wichtig ist aber, dass dieses Zeichen als eine Ergänzung zu einem Text und nicht als ein Ersatz seines Inhaltes dienen sollten.

Nadezhda Sergeeva

[1] <http://de.wikipedia.org/wiki/Smiley>, 15.02.2012

[2] <http://de.wikipedia.org/wiki/Emoticon>, 15.02.2012

SYSTEMTHEOLOGIE

Oder: Hat Nachahmung in Lehrveranstaltungen eine Funktion?¹

Was für die Soziologie im Allgemeinen, so könnte man formulieren, gilt für die Alltagssoziologie im Besonderen: ein Vorzug der Fremdbeschreibung. Fremdbeschreibung? Darunter werden hier ausnahmsweise nicht die mal mitleidigen, mal neidischen, mal verständnislosen, mal angriffslustigen alltäglichen Kommentare von Außenstehenden zum etwaigen Zustand oder Engagement der Soziologie verstanden, sondern die inzwischen selbstverständliche „daily routine“ unserer Disziplin: Die Beschäftigung mit Anderen, nicht aber mit sich selbst.

Die Beschreibung des Fremden durch die Soziologie mag zunächst nicht sehr verwundern, fehlt ihr doch als einziger wissenschaftlicher Disziplin das „Fürsorgerecht“ oder auch die „Fürsorgepflicht“ für einen bestimmten Teil unserer heutigen Gesellschaft. Was manchen Beobachter überraschen mag, ist also nicht der Gegenstand, doch aber die Art und Weise soziologischer Analyse. So nimmt es sich spätestens seit Niklas Luhmann unser Fach heraus, wider der Perspektive und des (angeblich) besseren Wissens der Betroffenen, nicht nur die latenten, sondern auch die manifesten Handlungen und Zustände in allen anderen gesellschaftlichen Teilbereichen - dem nicht genug: auch in allen anderen wissenschaftlichen Disziplinen - nicht nur zu beobachten, sondern gar auch noch öffentlich zu beschreiben. Nicht selten fängt sie sich damit den Vorwurf der Arroganz, des Dünkels, ja den der Besserwisserei ein und ist - gerade darin ihren Erfolg erkennend - darauf auch noch stolz.

Diese allgemeine Präferenz für die Beobachtung der Anderen zeigt sich in der Alltagssoziologie nicht weniger stark. Mit ihrem Fokus auf repetitive, gewöhnliche und interaktionsnahe Situationen kommt in ihrem Falle sogar noch erschwerend hinzu, dass die Beobachteten selbst zumeist mit einer Beobachtung gar nicht rechnen, mehr noch: ihnen diese teilweise von den Soziologen sogar noch verheimlicht wird. Wir Studierende werden zur Aufnahme dieser alltagssoziologischen Praxis angehalten, von der qualitativen Sozialforschung gar dazu erzogen. Durch uns Lehrlinge verwandeln sich dann auch das Stehen in der Mensaschlange, die Stadtbahn- oder Fahrstuhlfahrt - um die drei vielleicht berühmt-berüchtigtsten Bielefelder Beispiele zu nennen - zu Situationen soziologischer Selbst- oder Fremdversuche, zu Szenen selbstbestätigender Lernerlebnisse oder paranoider Albträume, je nachdem, aus welcher Perspektive der Beteiligten man guckt.

Was hat all dies nun mit dem Thema des Artikels zu tun? Die Einleitung war nötig, um uns die Alltäglichkeit der selbstsicheren und bisweilen hochmütigen soziologi-

schen Fremdbeschreibungspraxis in Erinnerung zu rufen. Im Folgenden soll nämlich diese Praxis umgekehrt und aus der für die Soziologie so gewöhnlichen Perspektive auf den Alltag eine ungewöhnliche gemacht werden. Zur Abwechslung und zu unserem eigenen Erschrecken richten wir dazu unseren so oft an Anderen erprobten soziologischen Blick einmal auf uns selbst. Schonungslos, unbarmherzig, kalt - so wie wir es lieben. Der Gegenstand, das Beispiel ist schnell gefunden. Was eignete sich besser als die „selbstsicherste“ aller soziologischen Interaktionen: das systemtheoretische Seminar?

Der eigentlich ganz normale und sympathische Kommilitone mutiert nach Sitzungsbeginn plötzlich zum Systemfetischisten.

Wer unter den Leserinnen und Lesern schon einmal ein solches Seminar besucht oder sich davon erzählen lassen hat, die oder der weiß wahrscheinlich, wovon ich nun rede. Die folgenden Beobachtungen setzen keine komplizierte

Methodik, sondern nur ein etwas genaueres Zuhören voraus. Die Eigenheit des systemtheoretischen Seminars liegt nämlich hauptsächlich in der dort gepflegten Sprache. Dabei sind zunächst die Begrifflichkeiten, die Studierende und Dozenten verwenden, als Wörter in der Regel nicht besonders schwer auszusprechen und zu erinnern: „System“, „Beobachtung“, „Umwelt“ - jedem Medizin- oder Biologiestudenten wird man angesichts dieses Vokabulars nur ein müdes Lächeln abringen können. Komplexer jedoch sind die mit den Wörtern als Begriffe verbundenen Bedeutungen und Sachverhalte, die auf den ungeübten Seminarteilnehmer verwirrend wirken müssen und sich ihm oft erst nach Jahren des Studiums voll erschließen.²

Einzelne wissen, warum Luhmanns „Soziale Systeme“ in der Verlagsreihe suhrkamp taschenbuch wissenschaft (stw) die Nummer 666 bekommen hat...

Eine „Hitlist“ der im Seminarkontext gepflegten Semantik würde vermutlich angeführt werden von Wörtern wie „Differenz / Differenzierung“, „Unterscheidung“, „Systemreferenz“, „(psychische / soziale) Systeme“, „Umwelt“, „Beobachtung (aller möglichen Ordnungen)“ oder „Selbst-“ und

„Fremdbeschreibung“. Diese Begrifflichkeiten, so lässt sich dann beobachten, müssen in der Seminarinteraktion ausgeführt, ja zelebriert werden. So betonen Studierende oft, wenn sie von „Differenzen“ oder „Unterscheidungen“ reden, dass sie gerade doch „das eine und nicht das andere“ beschreiben oder „dies und nicht jenes“ meinen. Für den unbedarften Zuhörer tritt komplizierend eine Anreicherung der Redebeiträge durch Wörter hinzu, die sich dem Eindruck einer technik- oder mathematikwissenschaftlichen Herkunft nur schwer erwehren können: „kopieren“, „koppeln“, „selegieren“, „zurechnen“, „differenzieren“, und natürlich: die „Funktion“.

Neben Begrifflichkeiten und Sprachformeln lässt sich im systemtheoretischen Seminar überdies gut die Darstellung außergewöhnlichen Wissens von Studierenden

Zwölf Monate lang

bis zu 3,50 Euro Ermäßigung*

Für 18,- Euro sitzen Schüler und Studierende zwölf Monate lang ermäßigt* auf den schönsten Plätzen der Stadt. Gültig in Kamera und Lichtwerk.

* Bei Vorlage von Kino-Pass und Studierenden-Ausweis reduziert sich der bereits ermäßigte Eintrittspreis um 2,- Euro. (gilt nicht in Kindervorstellungen und am Kinomontag)



Anzeige

beobachten. Beliebt ist beispielsweise die Rede vom „frühen“ oder „späten Luhmann“. Gemeint ist damit natürlich nicht eine Unterscheidung der Geistesgegenwart des Autoren oder seines Lesers je nach Tages- oder Nachtzeit, sondern eine Einteilung der Luhmannschen Werkgeschichte, die sich - Achtung: ein mindestens genau so beliebter Begriff - an einem vor und nach der „autopoietischen Wende“ orientiert. Ein anderes Beispiel systemtheologischen Redens ist dann auch der sprachliche Verweis auf Lektüre in einer Form, die man sonst nur aus Texten als sog. „Harvard-Zitation“ kennt: Nachname und Jahrzahl. Die bekanntesten Kürzel dieser Art, die bei ihrer Erwähnung übrigens bei mindestens der Hälfte der Anwesenden ein auffälliges Kopfnicken hervorrufen, sind vielleicht „Luhmann '64“, „'84“ oder „'97“. Dieses Phänomen der numerischen Zitation - an sich schon unwahrscheinlich im interaktiven Kontext - ist umso erstaunlicher, handelt es sich bei dem betreffenden Autoren doch um Niklas „Publikationsmaschine“ Luhmann, der bspw. nur in den drei genannten Jahren mehr als 20 weitere Texte veröffentlicht hat. Eine situative Zuordnung der Publikationen zu den jeweiligen Jahreszahlen stellt für den Systemnovizen somit - abgesehen vielleicht von den genannten Prominenzen - eine ziemliche Herausforderung dar.

Wer als echter Systemtheologe jedoch aus der breiten Masse der Möchtegerns hervorstechen will, muss jedoch mit mehr als ein paar Begriffen und Jahreszahlen um sich werfen können. Besonders hilfreich scheint da der Einwurf verschiedener Luhmann-Anekdoten. Die wohl am

häufigsten von Studierenden verwendeten Erzählungen sind die des dreißig Jahre kostenlos forschenden Gesellschaftstheoretikers (man hofft dann, dass, wenn schon nicht sein Projekt, wenigstens doch der Asket selbst bezahlt wurde) oder die des Wunsches nach einem dreißig Stunden währenden Arbeitstages. Nichts falsch machen kann man außerdem mit der Erwähnung einer kurzen Geschichte, die sich um Luhmanns engsten Vertrauten - den Zettelkasten - ranken (siehe dazu den Artikel „Von »schwarzen Löchern« und »Klumpenbildung«“ in diesem Heft). Selbstkrönung durch gewissermaßen den Vorstoß in den systemtheologischen Arkanbereich vollzieht jedoch der Studierende, der im Seminar nicht nur mit Lebensgeschichten, sondern auch mit noch unpublizierten Texten seines Großmeisters aufwarten kann. Damit veranschaulicht er Austausch mit oder gar Anstellung beim hiesigen systemtheoretischen Establishment, was dadurch authentifiziert werden kann, dass der Betreffende den Dozenten im Seminar duzt oder etwa seinen Teilnehmerstatus an systemtheoretischen Veranstaltungen jenseits des offiziellen Lehrangebots, bspw. durch die auffällig-unauffällige Erwähnung von Namen bestimmter europäischer Großstädte, symbolisiert.

Man kann sich schnell vorstellen: die systemtheologische Rede ist nicht jedermanns Sache. An ihr scheiden sich die Geister, spaltet sich gelegentlich gar das Seminar. Der eigentlich ganz normale und sympathische Kommilitone, mit dem man gerade noch gemeinsam in der Mensa - in gut verständlicher Sprache wohlgemerkt - über das Essen gemeckert hat, mutiert nach Sitzungsbe-

ginn plötzlich zum Systemfetischisten. Und meist nicht nur er: Die „inkongruente Perspektive“ des systemtheoretischen Seminars wird zu „inkompatiblen Perspektiven“ unter seinen Teilnehmern. Die Motivation der unterschiedlichen Studierenden ist nicht mehr vermittelbar: Während die Einen ihre Paradoxien „entfalten“, wollen die Anderen am liebsten ihre Sachen packen; während die Einen über den Wiedereintritt der Unterscheidung in das Unterschiedene - sie nennen es dann „re-entry“ - sinnieren, denken die Anderen eher an Austritt oder Flucht. Bei so manchem Studierenden führt diese Erfahrung zur vollständigen Abkehr und Ablehnung der Systemtheorie, bei Einzelnen gar zu ihrer Verteufelung: sie wissen, warum Luhmanns „Soziale Systeme“ in der Verlagsreihe *suhrkamp taschenbuch wissenschaft* (stw) die Nummer 666 bekommen hat...

Warum also das Ganze? Findet sich eine Erklärung für das auffällige Verhalten einiger unserer Kommilitonen? Eine naheliegende und damit einfache Antwort wäre, den Betreffenden Ego manie oder Narzissmus, jedenfalls einen Drang zur übermäßigen Selbstdarstellung zu unterstellen. Und in der Tat ist man gelegentlich erstaunt über die Hartnäckigkeit, mit der sich so mancher Kandidat gegen die üblichen Streber-Sanktionen seiner gnadenlosen peer-group zu immunisieren scheint. Diese Erklärung zielt dann aber primär auf Eigenarten der am Seminar beteiligten psychischen Systeme und wir wären keine Soziologen, fänden wir nicht auch noch einen *fait social*, den man für das beobachtbare Geschehen verantwortlich machen könnte.

Eine mögliche soziologische Erklärung könnte vom Begriff der Imitation ausgehen. Aus seiner Perspektive wäre systemtheologisches Verhalten in erster Linie kein konkurrenzbetontes Schaulaufen, sondern die Nachahmung systemtheoretischen Sprechens, Denkens und Schreibens zum Zwecke ihres Erlernens. Die These ist nicht ganz abwegig. Schon der französische Soziologe und Durkheim-Gegenspieler Gabriel Tarde sah im Phänomen der Erziehung und des Lernens mögliche Formen der Nachahmung. Dies würde im Übrigen dann auch bedeuten, dass Imitation kein ausschließlich bei Systemtheoretikern zu beobachtendes Phänomen ist. Bei einer komplexen, zirkulären und zuweilen auch komplizierten Theorie, wie der der sozialen Systeme, scheint es jedoch nahezu unumgänglich, sich als Anfänger zunächst an „Vorbildern“ zu orientieren, ihren Gebrauch von Begrifflichkeiten in Wort und Schrift zu studieren, um ihn dann selbst an geeigneter Stelle zu testen und zu probieren. Dabei sollte man die Imitation *an sich* nicht vorschnell als dummes Nachgeplapper abtun. So hat Hartmann Tyrell in seiner Besprechung der Tardeschen Nachahmungstheorie gerade auf die „Intelligenz des Nachahmens“ hingewiesen. Wie der französische Soziologe selbst sollte man demnach „das sozial Anspruchsvolle der Nachahmung“ nicht unterschätzen.³

Und dennoch: Man sollte wissen, wann Schluss ist. Jede imitatio läuft Gefahr zur aemulatio, zur Nacheiferung, zu werden. Der Studienanfänger sollte lernen, zwischen diesen beiden Kommunikationsformen zu unterscheiden und im Laufe seines Studiums beginnen, sich von seinen „Vorbildern“ zu trennen, ja sich zu emanzipieren. Systemtheologische Rede kann in höheren Semestern ner-

ven und beim Publikum die oben beschriebenen Entfremdungseffekte auslösen. „Hohe Bildung kann man“, nach George Bernhard Shaw, bekanntlich auch „dadurch beweisen, dass man die kompliziertesten Dinge auf einfache Art zu erläutern versteht.“ Im Falle extra verkomplizierten Sprechens stellte sich dann auch die Frage, wer überhaupt als Vorbild der Nachahmung herhalten muss. Luhmann selbst kommt dafür eigentlich nicht in Frage, glaubt man den Erinnerungen des inzwischen leider verstorbenen Anglisten und Publizisten Dietrich Schwanitz. Nach Schwanitz zeichnete sich der in Oerlinghausen (!) lebende Soziologe angeblich doch gerade durch die „Abwesenheit jeden Imponierstiles“ aus: „Als Kenner der beschränkten Leistungsfähigkeit von Interaktion schraubte er [Luhmann; d.V.] die Komplexität dessen, was er sagte, beträchtlich herab, um sie der Aufnahmekapazität der Zuhörer anzupassen.“⁴

Wenn man sich schon an Luhmann selbst orientieren möchte, bietet sich neben dem komplexitätsreduzierenden Sprachstil übrigens auch seine sprachunterstützende Gestik an. Gemeint sind damit spezielle Formen der Handhaltung und Handbewegung, die sich heute noch in den inzwischen legendären youtube-Videos oder bei einigen seiner Schüler beobachten lassen. Eine Beschreibung und praktische Anleitung einer der wichtigsten gestischen Figuren zur Nachahmung zu Hause oder im Seminar soll der Leserin oder dem Leser zum Schluss dieses Textes nicht vorenthalten bleiben: Man beginne mit der Formung beider Hände zu einer Faust und führe sie vor dem Körper zusammen, so dass beide Daumen obenauf und parallel zueinander liegen. Hier beginnt nun die eigentliche Figur: Man lässt zunächst - leicht nach innen ausholend - seine linke, dann seine rechte Hand schräg nach außen kippen - fertig. Gestikulierend hat man damit eine Unterscheidung im Sinne George Spencer Browns getroffen. Man könnte die Figur daher vielleicht auch als die „Einheit der Differenz von linker und von rechter Hand“ bezeichnen. Ihre Anwendung eignet sich eigentlich immer und überall, wo gestisch die Rede von einer Unterscheidung, wie beispielsweise der von System und Umwelt, unterstützt werden soll. In diesem Sinne: Viel Spaß beim Nachahmen und Unterscheiden.■

[1] Der Autor dieses Artikels möchte aus sich im Folgenden noch selbst erklärenden Gründen lieber anonym bleiben. Der Redaktion ist sein Name jedoch bekannt. Nachstehende, überspitzte Situationsbeschreibungen sind natürlich ebenso anonymisiert. Dass an den entsprechenden Stellen ausschließlich maskuline Genera verwendet werden, obwohl das/die andere/n Geschlecht_er immer mitgemeint ist/sind, mögen mir in diesem Fall ausnahmsweise nicht Frauen und Transgender, sondern die Männer verzeihen...

[2] Zur Unterscheidung von Begriffen und Wörtern im Verhältnis von soziologischer Terminologie und Alltagssprache vgl. André Kieserling, Soziologische Fachsprache: Terminologie oder Jargon?, in: Ders., Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens, Frankfurt a. M. 2004, pp. 291-299.

[3] Hartmann Tyrell, Intelligenz ist, wenn man klaut. Alles nur Nachahmung: Gabriel de Tarde leitet die Zivilisation aus dem Herdentrieb ab, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.09.2003, Nr. 223, p. 38.

[4] Dietrich Schwanitz, Niklas Luhmann. artifex mundi, in: Rudolf Stichweh (Hg.), Niklas Luhmann. Wirkungen eines Theoretikers, Bielefeld 1999, pp. 49-59.

SOZIOLOGISCHE SELBSTZWEIFEL

von Koffein, Arbeitsmarkt und Erkenntnis

Es gibt da etwas, das viele Soziologiestudenten meiner Erfahrung nach teilen. Etwas neben dem Konsum koffeinhaltiger Heißgetränke. Dieses Etwas ist die auch nach mehreren Semestern des Studiums unbereinigte, geringe Selbsteinschätzung des Nutzens soziologischer Studien oder des eigenen Wissensschatzes. Wahrlich, besteht unser Unialltag doch im Wesentlichen aus der Lektüre etlicher unterschiedlicher Schriften, der Einverleibung der Essenzen verschiedenster Paradigmen und nur geringfügig aus Klausurlernen oder gar praktischer Forschungsarbeit. Zugegeben: wir können weder die chemische Zusammensetzung ferner Himmelskörper mittels Spektralanalyse bestimmen, Software mit grafischen Oberflächen verstehen oder Wettervorhersagen anhand selbst erhobener meteorologischer Daten treffen. Was bleibt uns da noch? Was können wir?

Thilo Sarrazin wüsste diese Frage schnell und einfach zu beantworten. Fallen die Geistes- und Sozialwissenschaften und damit die Soziologie doch nicht unter die sogenannten MINT-Fächer und sind damit unwesentlich für den Erhalt und den technologischen und gesellschaftlichen Fortschritt der Bundesrepublik; vermutlich auch für alle Staaten der Erde, zum Teufel damit, am besten wäre es wohl, alle Fördergelder für die Geisteswissenschaften sofort auf die MINT-Fächer umzuleiten. Anstatt jetzt eine ellenlange Existenzberechtigung zu proklamieren oder zahlreiche Äußerungen bekannter Soziologen zu eben diesem Thema „Was kann Soziologie“ anzuführen, soll nun ein Aufhänger ganz anderer Art dazu dienen, mich selbst und alle anderen betroffenen Kommilitonen von etwaig unregelmäßig auftretendem Selbstzweifel und flehentlichem Sinnsuchen aufzurütteln.

Was das Studium der Soziologie leisten kann, ist nämlich an erster Stelle im und am Studenten selbst beobachtbar (auch wenn das ‚im‘ sich wohl eher nur durch Selbstreflektion erschließen lässt und sich jeder direkten Beobachtung von außen entzieht). So genügt es, in den eigenen Erinnerungen danach zu graben, welche Inhalte aus den Veranstaltungen der ersten zwei Semester den steinigen Weg ins neuronale Archiv geschafft haben. Im Kern dürften das jene Vorlesungen und Seminare sein, die einen Einblick in die Grundbegriffe der Wissenschaftsdiziplin Soziologie lieferten. Denn in eben jenen findet das statt, was das gesamte Studium stattfindet und fortgeführt wird – namentlich die Schärfung des Blickes, der Wahrnehmung, in Bezug auf alltägliche Situationen. Denn ist der Alltag, verstanden als Potpourri des Sozialen, nicht immerhin das Fundament aller soziologischen Erkenntnisbestrebungen? Natürlich. Denn dass die Gesellschaft nichts Naturgegebenes ist, wird uns in anfangs kleinen und später immer größeren Schritten gewahr. Angefangen bei den bedeutsamen Grundlagen der Tausch- und Rollentheorien sieht sich der eine oder andere Kommilitone eines Tages mit nagenden Fragen konfrontiert: wie wirkt mein Handeln auf meinen Nachbarn nebenan, meine Freunde, die Welt? Und erscheint der Alltag plötzlich nicht etwas spannender? Im Endeffekt ist

für das Auge des Soziologen nichts Soziales mehr langweilig. Die Rolltreppenfahrt erglänzt in einem Fest analytischer Gedankenblitze, die Warteschlange im Supermarkt ist ein Paradies interessanter Eindrücke, das Warten, die Langeweile selbst wird ein Phänomen, dass in vielerlei Hinsicht betrachtenswert scheint (was hat Langeweile mit Zeitnutzung zu tun? Wofür wird Zeit genutzt? Ist die effektive Zeitnutzung eine Institution, die einem ökonomischen Leitfaden nachgeht?) und natürlich kommt früher oder später auch noch die entscheidende Frage auf, welche sozialen Momente einen Flirt überhaupt zum Flirt machen.

Nun gut, man mag noch immer zweifeln, ob die Soziologie nun mit Spektralanalysen und Wettervorhersagen mithalten kann. An dieser Stelle kommt mir nun eine Besonderheit zugute, die wir uns im Laufe des Studiums aneignen: die an Begriffsklauberei grenzende kritische Betrachtung eines jeden Begriffes und darauf gipfelnd eine eventuell dialektische Betrachtungsweise von sprachlichen Symbolen, also Worten. Denn was lässt sich schon unter „Mithalten“ verstehen? Die ökonomische Leistungsfähigkeit des Soziologen, die Bereicherung des Arbeitsmarkts durch seine sozialwissenschaftliche Ausbildung? Dies dürfte zumindest eine der häufigsten vermeintlich hierarchischen Einordnungen der Studiengänge sein. So sieht sich doch jeder Kommilitone hin und wieder, nach der Offenbarung seines Studienfaches gegenüber einer nicht mit diesem Fach vertrauten Person, mit dem Problem konfrontiert, die Frage beantworten zu müssen, was man denn ‚später mal damit machen könne‘. Natürlich sind diese Fragen berechtigt – und interessant. Nicht zuletzt, weil auch sie eine enorme Fülle an Hinweisen auf den Aufbau der Gesellschaft beinhalten. Denn dieses am oben erläuterten „Mithalten“ orientierte Gesuch nach Auskunft kann beispielsweise ökonomisch-funktionales Denken indizieren. Gleichzeitig kann es auch nur eine einfache Füllfrage sein, die eventuellen Smalltalk vorantreiben soll. Die Soziologie bietet bezüglich solcher Fragesituationen ironischerweise gleichzeitig Instrumente, mit denen sich das „Wie“ des Aufbaus und der Selbsterhaltung sozialer Interaktionen messen lässt. Diese sollen uns hier aber nicht weiter interessieren.

Ist ein Vergleich von Natur- und Geisteswissenschaften auf ihren jeweiligen – wie auch immer gearteten – qualitativen gesellschaftlichen Wert nun möglich oder nicht? Kann die Soziologie mithalten? Ich möchte mich im Folgenden dezent um eine Antwort drücken. Schließlich bietet sich doch eine einfache Kompromissfindung an. Das Feld der Naturwissenschaften umfasst die nach Naturgesetzen funktionierende Umgebung des Menschen und die physiologischen Eigenschaften des Menschen selbst. Es gilt, dass die Natur nach Kausalitäten funktioniert, die sich dem Menschen Stück für Stück offenbaren. Die Argumentationsgefechte des Positivismusstreits in den Sozialwissenschaften zeigten uns diesbezüglich, dass wir bei der Erklärung sozialen Handelns nicht von einer ‚Natur des Menschen‘ reden können. Die naturwissen-

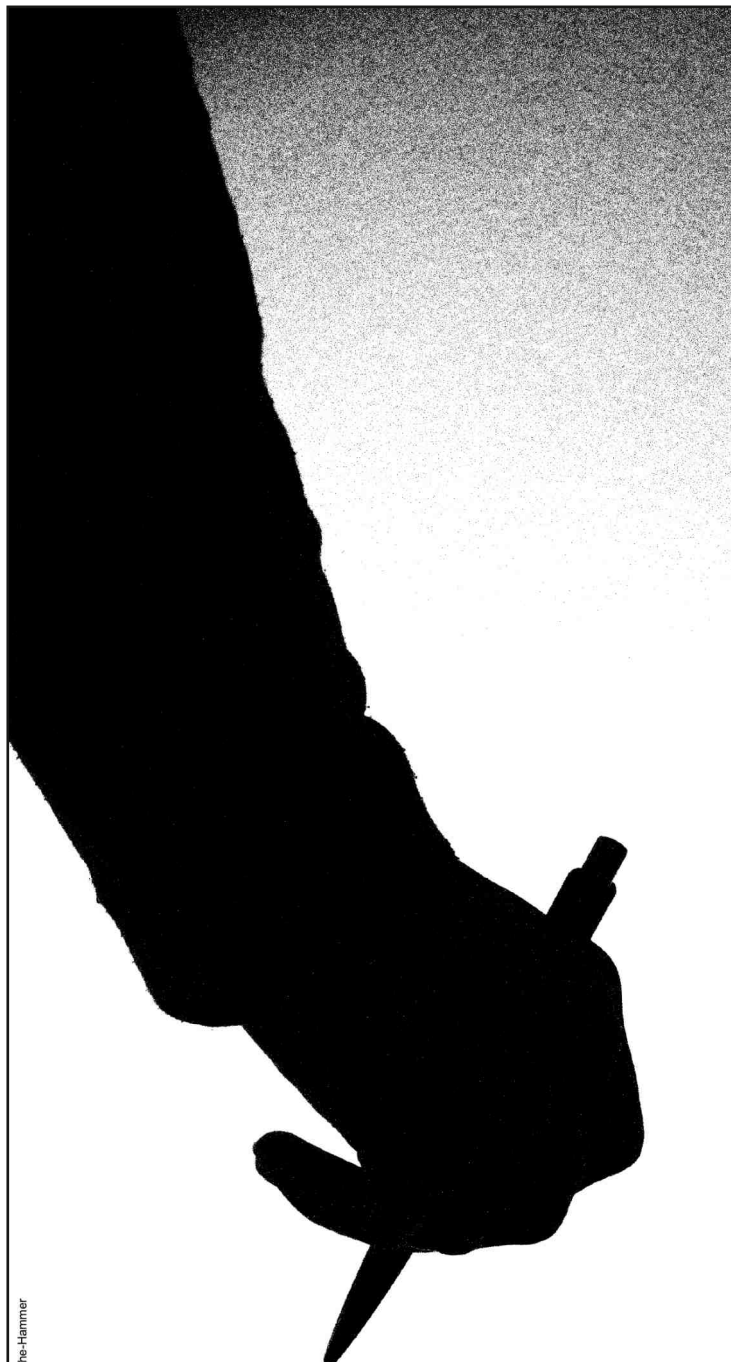


Foto & Gestaltung: Michael Grothe-Hammer



STUDENTISCHE HAUSARBEITEN BERATUNG SOZIOLOGIE

HAUSARBEITEN ESSAYS
AUSARBEITUNGEN

<http://goo.gl/hhjYJ>

Essays

schaftliche Forschung sucht also nach unumstößlichen Gesetzmäßigkeiten, denen die ontologisch objektive, natürliche Welt unterliegt. Was haben wir Sozialwissenschaftler jetzt davon? Wir können aufzeigen, wie Ergebnisse dieser Suche und ihre technologischen Konsequenzen bzw. Neuerrungenschaften das soziale miteinander verändern. Facebook und Computernutzung allgemein, sowie Klimawandel, sind nur zwei aktuelle Beispiele dafür. Und natürlich können wir uns auch die sozialen Prozesse in der Wissenschaft selbst ansehen – denn wenn die Natur uns auch einen gewissen physiologischen Rahmen absteckt, in dem wir uns bewegen und entwickeln können, so ist das Gemeinschaftsleben des Menschen immer noch eine unheimlich facettenreiche Angelegenheit, denn „der Mensch produziert sich selbst“ (Berger/Luckmann 1980, 52). So, wie er sich selbst produziert, ist, wie gesagt, auch die Gesellschaft als Produkt sozialer Interaktion verstehbar. Schlussendlich sind damit auch jene Maßstäbe, nach denen das Prestige eines Berufes oder die ökonomische Verwertbarkeit eines Studienganges gemessen werden, konstruiert.

Neben den Bereichen des Arbeitsmarktes, die sich dieses Paradigmas bedienen (Sozialstrukturanalyse lässt grüßen!) und damit den Orientierungsunsicheren unter uns zumindest einen kleinen Lichtblick verschaffen, dass das gute alte Taxi nicht das vorläufige Ende unserer Karriereleiter darstellen muss, haben wir auch ganz persönlich etwas davon. Erkenntnisse, die uns vor allem das konstruktivistische Paradigma liefert, ändern, wie gesagt, unsere Sichtweisen auf die Welt. Gerne stellt man uns dafür vor allem in den ersten Semestern den Begriff der „Brille“ zur Verfügung – also die Beeinflussung der subjektiven, beobachterrelativen Sicht auf die Dinge durch soziologisches Wissen. Eine Brille kann die Sehfähigkeit verbessern, eine Brille kann das Leben einfacher machen. Dieses spezielle Exemplar macht aber vor allem eines. Es macht den Alltag interessanter. Ich hoffe also ein wenig deutlich gemacht zu haben, dass das Soziologiestudium sich in Bezug auf berufliche Praxis- und Arbeitsmarktorientierung vor allem dadurch charakterisieren lässt, dass es den Studenten mit einer Reflexivität ausstattet, die den Markt als soziales Konstrukt selbst in anderem Licht erscheinen lässt. Es ist zugleich gewissermaßen Selbstzweck, wie es natürlich auch jeder andere Studiengang ist. Denn neben jedem Theoretisieren und Schwadronieren ist und bleibt eines eindeutig: das Studium als Erwerb eines berufsqualifizierenden Bildungsgrades sollte einem Studium aus persönlichem Interesse nachstehen. Letztlich bleibt also allen Kommilitonen zu sagen: führt euch vor Augen, woraus die soziale Welt besteht. Führt euch ihre Veränderbarkeit (oder doch das Gegenteil?) vor Augen und versucht, aus dem Interesse für die Materie der Lehre einen Beruf zu machen. Das Ergebnis wird auf kurz oder lang nebensächlich sein, denn zentral bleibt der Wert, den die Soziologie als Wissenschaft für den Einzelnen hat. Nichts ist selbstverständlich.

Fritz-Fabian Soll
fsoll@uni-bielefeld.de

Literatur:

Berger, Peter / Luckmann, Thomas (1980): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt/M.

VON »SCHWARZEN LÖCHERN« UND »KLUMPENBILDUNG«

Die Erforschung von Luhmanns Zettelkasten

Endlich! Luhmanns wissenschaftlicher Nachlass ist – natürlich inklusive des Zettelkastens – nach über 10 Jahren dort, wo er hingehört: im Besitz der Universität Bielefeld. Nachdem sich Luhmanns Nachkommen in einem längeren Erbstreit über die Interpretation seines Testamentes geeinigt haben, wurde der Nachlass von seiner Tochter verkauft. Nun kann er endlich digitalisiert und erforscht werden, die Finanzierung des umfangreichen Projektes wurde bereits bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) beantragt. Aber was hat es mit dem legendären Kasten auf sich? Ist er wirklich so spektakulär, wie man überall hört? Wie funktioniert er? Und wo sind eigentlich neue Erkenntnisse und Überraschungen zu erwarten? Die sozusagen hat sich für euch auf den Weg gemacht, um den Zettelkasten zu besichtigen und André Kieserling sowie dem Zettelkastenexperten Johannes Schmidt einige Fragen zu stellen.

9/8,2 Personal in der Länge knapp und teuer, jetzt wird es zusätzlich ungebärdig und unleitbar.
Die Mikroprozessoren sind angekündigt, aber noch nicht wirklich verfügbar.
Das eigene Gedächtnis mangelhaft und entlastungsbedürftig.
Überlegungen zu einem Versuch, sich ein Zweitgedächtnis zu schaffen.

(Zettel 9/8,2):

"Personal ist schon lange knapp und teuer, jetzt wird es zusätzlich ungebärdig und unleitbar.

Die Mikroprozessoren sind angekündigt, aber noch nicht wirklich verfügbar.

Das eigene Gedächtnis mangelhaft und entlastungsbedürftig.

Überlegungen zu einem Versuch, sich ein Zweitgedächtnis zu schaffen."



Johannes Schmidt

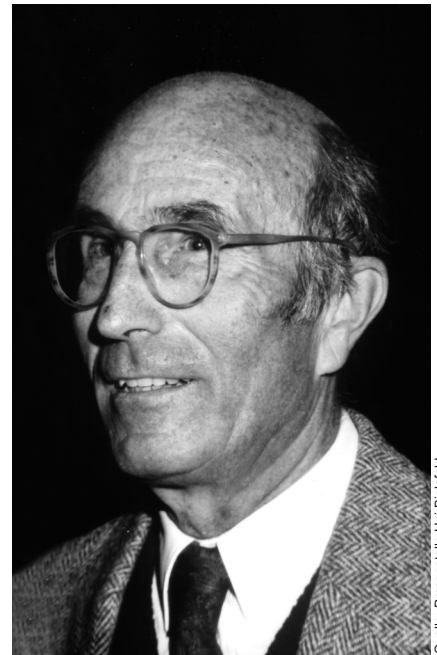
Niklas Luhmanns Zettelkasten: Insgesamt 90.000 Zettel müssen bearbeitet werden.

Der „Gral von Bielefeld“, der „Geist im Kasten“, eine „analoge Datenbank“, die „Theoriemaschine“, Luhmanns „Schatzkiste“, „Zweitgedächtnis“ und „Lebenspartner“: an Bezeichnungen und Metaphern für den Zettelkasten fehlt es definitiv nicht. Auch Gerüchte ranken sich um diesen – zum Beispiel soll es im Kasten einen Zettel geben, der alle anderen Zettel widerlegt. Luhmann selbst versuchte in seinem „Erfahrungsbericht“ zur „Kommunikation mit Zettelkästen“ zwar, der Mythenbildung entgegen zu wirken, doch auch er trug sicher einiges zu dieser bei. So personifizierte er den Zettelkasten als „Kommunikationspartner“ und schien ihm eine Identität, ein „geistiges Leben“ zuzuschreiben – fast so, als wenn der Zettelkasten die Texte selbst schreiben würde (Luhmann 1992). Das Ergebnis einer längeren Zettelkastenpflege sei demnach „eine Art Zweitgedächtnis, ein Alter ego, mit dem man laufend kommunizieren kann“ (ebd.: 57). Einig ist man sich in einem Punkt: der Zettelkasten gilt als Herz der Systemtheorie, als Schlüssel zur überwältigenden Produktivität Luhmanns, die mit etwa 500 Aufsätzen bzw. Vorträgen und 50 Monographien mehr als beeindruckend ist. Dass das zur Mystifizierung des Zettelkastens reizt, ist nachvollziehbar.

Wir machen uns also gespannt auf den Weg durch die Flure der Uni. Wenn man seit dem ersten Semester die Geschichten über den Zettelkas-

ten gehört hat, ist es natürlich etwas Besonderes, diesen endlich zu Gesicht zu bekommen. Johannes Schmidt, der die Digitalisierung des Zettelkastens in den nächsten Jahren leiten wird, empfängt uns – und wir sind erst einmal überrascht, vielleicht sogar etwas enttäuscht: Denn besonders spektakulär wirkt er ja zunächst nicht, der Kasten. Ein unauffälliges Möbelstück mit 24 Schubladen – auch „Auszüge“ genannt – und 4 losen Behältnissen, die man teils erst später im Nachlass gefunden und dem Zettelkasten zugerechnet hat. Der Kasten könnte vermutlich einige Zeit lang völlig unbemerkt in der Uni-Halle herumstehen, ohne dass irgendjemand auf den Gedanken kommen würde, dort stünde etwas Wertvolles. Dass der Zettelkasten zunächst etwas enttäuschend wirkt, muss Luhmann bei privaten Vorführungen selbst oft erlebt haben. Auf einem Zettel im Zettelkasten über den Zettelkasten – von denen es eine ganze Reihe gibt – schreibt er gewohnt humorvoll: „Zuschauer kommen. Sie bekommen alles zu sehen, und nichts als das – wie beim Pornofilm. Und entsprechend ist die Enttäuschung“ (Zettel 9/8,3).

Wie beim Pornofilm? Nun, dieser Vergleich hinkt vielleicht etwas: wenn man die Kästen auszieht, weicht die Enttäuschung. „Don't judge a book by its cover“, heißt es doch so schön. Und tatsächlich: sobald man sich dem Innenleben des Kastens zuwendet gewinnt das simple Wort „Zettel“



Niklas Luhmann †

Quelle: Pressestelle Uni Bielefeld

eine ganz neue Dimension. Und man fragt sich schnell, wie Luhmann das eigentlich gemacht hat. Allein schon die quantitativen Ausmaße des Zettelkastens sind beeindruckend. So sind wir überrascht, als uns Johannes Schmidt die aktuelle Schätzung zur Anzahl der Zettel mitteilt: er rechnet inzwischen mit 90.000 Zetteln. „Noch mehr werden es vermutlich nicht mehr werden.“

Im Anforschungsprojekt wurde von Schmidt auch der erste grobe thematische Überblick über den Inhalt erstellt und „Erschließungsinstrumente“ – Datenbankmasken – sind entwickelt worden, die nun darauf warten, gefüllt zu werden. Anfang 2013 wird es dann vermutlich richtig losgehen, Zettel für Zettel: 90.000 Mal scannen und verschriftlichen, also den Text in die Datenbank übertragen und, besonders wichtig, die Verwandlung der von Luhmann gesetzten Verknüpfungen bzw. Verweise zwischen den Zetteln in digitale Hyperlinks.

Die Digitalisierung ist also ein großes Projekt – aber naheliegend. Schmidt ist überzeugt: „Luhmann hat mit diesem System eigentlich ein Datenbanksystem vorweg genommen, in einer analogen Form. Eigentlich ist das ein Computer.“ Bis die 90.000 Zettel in *brauchbarer* digitaler Form zur Verfügung stehen und der Zettelkasten endlich seine vorgesehene Form findet, wird wohl

Der Zettelkasten besteht aus zwei Sammlungen

Der Zettelkasten lässt sich laut Johannes Schmidt in zwei „Sammlungen“ gliedern, eine frühe, in der Luhmann sich noch als Jurist betrachtet, und eine späte, die „soziologische“ Sammlung.

1. Sammlung: ca. 24.000 Zettel (50er bis Mitte der 60er Jahre). Inhalt: Philosophisches, Staatswissenschaftliches, Husserl, Heidegger, Hegel und juristische Literatur. Insgesamt scheinen die Zettel zusammenhängender geschrieben zu sein.
2. Sammlung: ca. 66.000 Zettel (Beginn schätzungsweise 1962/63, wurde bis etwa 1995/96 fortgeführt). Inhalt: „Alles andere“. Ist deutlich elliptischer und einsilbiger als die 1. Sammlung.

Unordnung mit System?

Klar ist: Wie ein Buch lesen kann man den Zettelkasten nicht. Besonders später wirken die Zettel immer unsortierter, diffuser, elliptischer. Vor dem Hintergrund der Masse an Zetteln (90.000) ist es schwer vorstellbar, wie Luhmann gleichzeitig einen solchen Zettelkasten gepflegt hat und dabei ein Buch nach dem anderen schrieb, insbesondere wenn man berücksichtigt, dass die Zettel auch noch „verzettelt“ werden mussten – also mit zahlreichen von Verweisen versehen wurden, mit Hyperlinks, wie wir heute sagen würden. Von jedem Zettel kann auf jeden anderen Zettel verwiesen werden. Dieses Einpflegen von Verweisen sei auch die Hauptarbeit gewesen, so Johannes Schmidt. Und: sie sind gleichzeitig das Innovative des Zettelkastens, ohne die Luhmanns verzweigte und komplexe Theorie wahrscheinlich kaum möglich gewesen wäre.

Wie Luhmann selbst damit umgegangen ist, wird vielleicht ein Geheimnis bleiben: konnte er sich wirklich 10 oder gar 12 stellige Nummern/Buchstabenkombinationen merken - und davon gleich mehrere Hundert? In seinem „Erfahrungsbericht“ deutet er das jedenfalls an: die wechselnde Abfolge von Zahlen und Nummern sei ihm immerhin eine „Gedächtnisstütze“ (Luhmann 1992: 57). Ob er sich diese nun merken konnte oder nicht: ohne diese feststehenden Nummern funktioniert der Zettelkasten nicht, gerade die Verlinkung der Zettel ist nur so möglich gewesen: Sie sind die „Adressen“ der Zettel, vergleichbar mit Nummern im Telefonbuch.

Aber was war Luhmanns „Telefonbuch“? Schmidt ist jedenfalls der Ansicht, dass das Register mit 3200 Begriffen allenfalls eine grobe Orientierungshilfe gewesen sein kann: es gab innerhalb von 35 Jahren nur 4 Versionen davon. Auch wenn Luhmann das je aktuelle Register regelmäßig gepflegt hat: Pro Begriff gibt es nur 2-3 Zettelangaben zum „Anwählen“, um in der Telefonbuchmetapher zu bleiben, obwohl es zu einigen Schlagworten hunderte von Zetteln gibt. Offen bleiben muss, wie Luhmann einschlägige Zettel gefunden hat, die nicht im Schlagwortverzeichnis zu finden waren – wenn er sie denn gefunden hat. „Manches versickert, manche Notiz wird man nie wieder sehen“ (Luhmann 1992: 57).

Inhaltlich ist der Kasten weder beschränkt noch besonders vorstrukturiert – und zwar bewusst: Es gibt keine vorgegebene Sortierung von Zetteln, beispielsweise nach Funktionssystemen oder nach der Ebenenunterscheidung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft. Aber ganz ohne System ist der Kasten natürlich auch nicht, nur ist diese Ordnung, wie Johannes Schmidt beschreibt, eine „historisch zufällige“.

Luhmann selbst beschreibt den Kasten auf dem ersten der Zettel über den Zettelkasten als „Kybernetisches System“ (Zettel 9/8): Der Zettelkasten sei eine „Kombination von Unordnung und Ordnung“ und Strukturbildung, die unter anderem als „Klumpenbildung“ beschrieben wird (ebd., vgl. auch Luhmann 1992: 57). Ordnung entsteht durch die nummerierte Reihung von Gedanken samt ihren „Folgezetteln“, d.h. dass sich um einige Gedanken und Begriffe herum ein großes Netz an weiteren Gedanken bildet. Die Idee ist einfach: man beginnt mit einem Gedanken, den man auf einem Zettel festhält und fügt später, wenn man weitere ähnliche Gedanken hat, einfach einen Folgezettel hinzu. Hinter einen Zettel über den Zettelkasten (9/8) mag zwar ursprünglich ein ganz neuer Begriff oder Gedanke kommen (9/9), es kann jedoch hinter Zettel 9/8 nachträglich ein weiterer *Folgezettel* angefügt werden (9/8,1 und 9/8,2 (und dazwischen 9/8,1a)), sodass sich größere Ansammlungen von Zetteln, Folgezetteln, Folgefolgezetteln usw. zu einem Thema bilden, ohne dass vorher festgelegt werden musste, was eigentlich auf diesen Zetteln stehen wird. Solche zusammenhängenden Zettelfolgen können unter Umständen riesig werden – oder auf nur wenige Zettel begrenzt bleiben.

Die größte entdeckte „Klumpenbildung“ findet man übrigens zum Funktionsbegriff: ganze 1300 Folgezettel sind hier – zwischen zwei ursprünglich hintereinander eingeordneten Zetteln – an einem Stück aufzufinden. Klar, dass das damals nur durch ein ausgeklügeltes Nummernsystem möglich war.■

mehr Zeit vergehen, als den einem oder anderen lieb ist. Zwar wird die erste Phase der Digitalisierung – das Einscannen der Zettel – voraussichtlich bereits in etwa 2 ½ Jahren abgeschlossen sein, aber man wird den Zettelkasten in dieser Form nur sehr umständlich benutzen können – also etwa so, wie Luhmann selbst ihn benutzen konnte. Die Abbilder der Zettel werden für alle Interessierten im Internet abrufbar sein. Johannes Schmidt und André Kieserling räumen ein, dies sei noch „nicht besonders funktional“ und die Verknüpfung der Zettel, also das eigentlich „Innovative“, könne man in dieser Form höchstens sehr mühselig nutzen. Man müsse die Scans einzeln aufrufen und umherschauen, allenfalls wird es die Möglichkeit geben, manuell Zettelnummern in die Suche einzugeben. Auch Luhmanns Handschrift muss man selbst entziffern – ohne Übung keine immer leichte Aufgabe, wie Schmidt zugibt, aber man könne sich einlesen.

Bis der Zettelkasten vollständig abgetippt und mit Schlagworten sowie Hyperlinks versehen ist – also die zweite Phase des Erschließungsprojekts abgeschlossen ist – werden viele Jahre vergehen. Der Zettel soll in dieser Phase „zum Sprechen gebracht“ werden. Wie lange genau das dauern wird, ist noch nicht ab-

Autopoiesis-Zettel?

Der vermutlich erste Zettel zum Autopoiesis-Begriff befindet sich im Übrigen nicht an prominenter Stelle, sondern sehr weit hinten in einer sehr umfangreichen, ca. 9000 Zettel umfassenden Abteilung mit der Nummer 21 (die beim Funktionsbegriff startet). Die genaue Nummer ist 21/3d26g1i - und daran schließen dann etwa 200 Folgezettel an.

sehbar. Das eigentliche Editionsprojekt ist jedenfalls auf 10 Jahre angelegt. In dieser zweiten Phase werden die Zettel nicht nur in Text überführt und via Hyperlinks miteinander verknüpft. Es werden auch ein Literatur- und ein Autorenverzeichnis angelegt, welche sich nicht oder nur sehr bruchstückhaft im Zettelkasten wiederfinden. So kann man genauer rekonstruieren, wen Luhmann wo zitiert hat und welche Texte ihm bekannt waren. Außerdem wird das Luhmannsche Schlagwortverzeichnis, das mit jeweils maximal zwei bis drei Zettelnennungen pro Begriff eher minimalistisch angelegt ist, ergänzt und erweitert. Daneben werden die Zettel auch zeitlich eingeordnet: in Fünfjahresabschnitten wird das Alter der Zettel anhand der Papierqualität und Luhmanns Schrift geschätzt. Der digitale Zettelkasten soll dann Teil des ab 2013 geplanten Niklas Luhmann-Archivs

der Universität werden, welches auch bislang unveröffentlichte Manuskripte online präsentieren möchte.

Bei diesen Umständen der Digitalisierung fragt man sich zwangsläufig: Welche Erkenntnisse sind bei der Erschließung des Zettelkastens eigentlich zu erwarten? Lohnt sich dieses Projekt überhaupt, wo die meisten Leute doch nicht einmal die bereits veröffentlichten Werke Luhmanns richtig lesen? Die Frage ist, zumindest aus systemtheoretischer Perspektive, natürlich mit einem eindeutigen „Ja“ zu beantworten. Natürlich lohnt sich die Erforschung von Luhmanns „Kommunikationspartner“. Denn es ist davon auszugehen, dass man auf einige Überraschungen stoßen wird. So gibt es im Zettelkasten Themen, zu denen Luhmann kaum publiziert hat, zum Beispiel zur Familie. Auch beim Thema Tausch, so André Kieserling,



Stöbert im Zettelkasten: Experte Johannes Schmidt

„findet man sehr interessante, aber auch sehr kurz und knapp formulierte Sachen, die für jemanden, der sich in der tauschtheoretischen Diskussion einigermmaßen und bei Luhmann sehr gut auskennt – vielleicht – interessant sind“.

Zwar steht noch aus, ob die Erkenntnisse auf diesen Zetteln auch innovativ sind, aber es ist zu vermuten, dass das Potential des Kastens längst nicht vollständig genutzt wurde. Denn selbst weniger innovative Ideen dürften – aufgrund der Verknüpfung mit anderen Einträgen – interessante Erkenntnisse generieren, in welchem Ausmaß auch immer. Dieses brach liegende Potential war wohl auch Luhmann bewusst, als er auf einem Zettel vermerkte: „Der Zettelkasten ist unaufhörlich gewachsen, und ich habe versucht, so gut ich konnte und soweit meine Fähigkeiten reichen, davon zu profitieren“ (Zettel 9/8a1).

Neben interessanten Kombinationen von Gedanken sind aber noch weitere mögliche Überraschungen in einer digitalisierten Datenbank von 90.000 Einträgen erwartbar. Das wird besonders hinsichtlich der Auffindbarkeit von Zetteln deutlich, wenn Johannes Schmidt von „toten Bereichen“ bzw. „schwarzen Löchern“ spricht: Es gibt einige Zettel und Zettelfolgen, die schlicht und einfach aus dem Verweisungskontext herausgefallen sind und von Luhmann selbst vermutlich vergessen oder nicht wiedergefunden wurden. So machte auch Luhmann bei einer

(Zettel 9/8j)

Im Zettelkasten ist ein Zettel, der das Argument enthält, das die Behauptungen auf allen anderen Zetteln widerlegt. Aber dieser Zettel verschwindet, sobald man den Zettelkasten aufzieht. D.h. er nimmt eine andere Nummer an, verstellt sich und ist dann nicht mehr zu finden. Ein Joker

Montage: Alexander Engemann

auf Youtube gelandeten Vorführung des Zettelkastens deutlich, wie vorsichtig man bei der Pflege sein musste: „wenn die [Zettel] einmal verloren sind, dann sind sie also nur durch Zufall wieder zu entdecken.“¹

Durch die Digitalisierung und die dann möglichen Suchfunktionen sind solche Zufalls-Entdeckungen unkompliziert: Ob man alle Einträge mit dem Wort „Gruppe“ einsehen möchte, ob man wissen möchte, wo sich Luhmann Notizen zu Erving Goffman gemacht hat oder man prüfen möchte, ob er von diesem oder jenen Text Kenntnis hatte – all das wird der digitale Zettelkasten verraten. Jedoch gibt es bislang, so Kieserling, keine Hinweise darauf, dass sich aus dem Zettelkasten einfach neue Bücher herausziehen lassen; aber es ist zu vermuten, „dass viele damit sehr Verschiedenes werden anfangen können.“ Man könne hier jedoch nur sehr vorsichtig urteilen, da das, was man bislang kenne, verhältnismäßig sehr wenig sei.

Auf welche Überraschungen man auch immer stoßen wird, Johannes

Schmidt ist sich in einem Punkt sicher: „man sieht, wie die Theoriearbeit funktioniert hat, jenseits dieser Stilisierung Luhmanns, dass der Kasten sozusagen die Texte geschrieben hat, was natürlich nicht stimmt. Aber man sieht doch, wie diese Unmenge an Texten zustande gekommen ist: durch diese Form der Notation und Verlinkens.“ Der Zettelkasten ermöglicht, zusammen mit Luhmanns Publikationen, eine Archäologie systemtheoretischen Denkens. Das Ergebnis wird mindestens Luhmanns wissenschaftliche Lese- und Schreibbiographie sein – und das ist nicht wenig. Man wird etwa zu der für Luhmannkenner erstaunlichen Erkenntnis gelangen, dass es bereits im ersten, frühen Zettelkasten eine ganze Reihe von Einträgen zum Weltgesellschaftsbegriff gibt, der erst in der späteren Theorie eine prominente Stelle eingenommen hat. Eines wird man aber nicht finden: den „Joker“ (siehe Abbildung oben).

Ein Luhmann- und Zettelkasten-Mythos wird also – so viel ist sicher – auch die Digitalisierung seines „Zweitgedächtnisses“ überleben. Und wie erfolgreich die Erforschung des Zettelkastens auch immer sein mag: Zumindest Luhmanns ‚Erstgedächtnis‘ wird für immer ein Geheimnis bleiben.

**Text: Alexander Engemann
Investigativ für euch unterwegs
waren: Rainald Manthe &
Alexander Engemann**

Literaturangabe:

Luhmann, Niklas (1992): *Kommunikation mit Zettelkästen. Ein Erfahrungsbericht*, in: ders.: *Universität als Milieu*, Bielefeld: Haux-Verlag

[1] <http://www.youtube.com/watch?v=7gxXkbEag6k>
(Kurzlink: <http://goo.gl/xzlbJ>)

Luhmanns Nachlass

Auch der übrige Nachlass, der neben dem Zettelkasten ausgewertet wird, birgt einige Neuheiten. Zwar sei ein großer Teil noch nicht ausgewertet, jedoch gebe es noch einige unveröffentlichte Manuskripte. Und unter diesen seien, so verrät uns André Kieserling „eine Handvoll richtig fertiger Bücher – und darunter sehr gute“: Zum Beispiel eine ältere Fassung der Gesellschaftstheorie (eventuell sogar zwei), eine Rechtstheorie, eine Erziehungssoziologie, frühe Texte zum Zusammenhang von Phänomenologie und Soziologie, „also ein riesiger Komplex von eigentlich druckfertigen Sachen, die jetzt peu à peu, mit vielleicht einem Buch pro Jahr oder zwei Jahren bei Suhrkamp heraus kommen werden.“

DIE FRIST

von Finn-Rasmus Bull

Schützend hält sie ihre Hand
über die, die sich genießen
im rauen Meer von Stress und Zeit
den Überblick mal zu verlieren.
Ob Steuermann, ob Geisterfahrer,
Trucker oder Dalai-Lama,
Gysi oder Sarazzin,
niemand kann sich ihr entziehen.
Sie hält zusammen, was sonst zerfließt,
verfliegt und sich in Zeit zerstäubt,
beruhigend, wenn man sie genießt,
bedrückend, wenn man vor ihr scheut.
Sie adelt den, der im Besitz
von Plänen und Kalendern ist,
doch straft sie den, der leicht vergisst:
die Frist.

BRIEFMARKENPOESIE

von Arne Kramer-Sunderbrink

Die professionellen Briefmarkensammler wundern sich o.O

Die professionellen Briefmarkensammler wundern sich.
Briefmarkentausch ist ein ziemlich trockenes Geschäft, *...sollte man meinen.*
Der Wert einer Briefmarke wird durch zwei Variablen bestimmt:

1. Die Seltenheit, für jede Briefmarke auf den Cent genau nachzulesen im Michel-Katalog.
2. Das persönliche Interesse an der Briefmarke, das davon abhängt, wie gut die Marke in die Sammlung des Interessenten hineinpasst.

...sollte man meinen.
Zumindest werden Briefmarken nicht systematisch mit Emotionen verknüpft, so wie
Zigarretten **LIBERTÉ TOUJOURS** oder Autos **DRIVE YOUR DREAM!**

Die professionellen Briefmarkensammler wundern sich.
Die Marke Nr.832 ist wirklich nichts Besonderes, *...sollte man meinen.*
Die meisten Sammler haben sogar mehrere auf Lager. Preis nach Michel: 1,50€
Praktischer Tauschwert unter professionellen Briefmarkensammlern: maximal 0,10€

Die professionellen Briefmarkensammler wundern sich.

**German Rare Nazi WWII Third Reich
Machine gun shooters MG34 Attack brown**

Bei Ebay verkauft am 14.05.12 für 11,50\$ (8,96€) + 2,90\$ Versandkosten



ROLLE UND PERSON

Wie Verkäufer im Einzelhandel die Selbstinszenierung einer Rollendistanz zu Verkaufszwecken nutzen

In vielen Unternehmen werden Verkäufer¹ zur unternehmerischen Gewinnmaximierung vertraglich an bestimmte Verkaufsquoten und Verkaufsprovisionen gebunden. Das Erfüllen dieser Quoten kann zum einen positiv, unter anderem durch Lob, Auszeichnungen, Prämienauszahlungen oder auch Beförderungen belohnt werden und somit als Ansporn zur Erfüllung und Übersteigerung der Vertragspflichten dienen. Andererseits kann das Nichterfüllen dieser Auflagen mit Tadel, Degradierung, Einkommenskürzungen und im schlimmsten Fall mit dem Jobverlust sanktioniert werden. So ist es wenig verwunderlich, dass manche Verkäufer alles daran setzen, ihre Verkaufsstatistiken möglichst positiv zu gestalten und daher zum Teil zumindest moralisch fragwürdige Kunstgriffe und Verkaufstrategien anwenden.

Eine dieser besonderen Verkaufsstrategien ist die oft zu beobachtende Selbstinszenierung von Rollendistanz der Verkäufer in Verkaufsgesprächen. Was darunter verstanden werden soll und wie dieses Phänomen soziologisch beschrieben und erklärt werden kann, soll anhand eigener Erfahrungen, die ich im Rahmen eines dreimonatigen Beschäftigungsverhältnisses als Verkäufer gemacht habe, zum Inhalt dieses Essays gemacht werden. Dabei orientiere ich mich am rollentheoretischen Ansatz R. Dahrendorfs (Dahrendorf, 1964), E. Goffmans Definition von Rollendistanz (Goffman, 1973) und W. L. Schneiders Erläuterung der *pattern variables* nach T. Parsons (Schneider, 2002).

Die von mir gewählte Situation, anhand derer ich meine These erläutern will, bezieht sich daher auf meine damaligen Verkäufer-Tätigkeiten, könnte aber (fast) beliebig in einen anderen Kontext gesetzt werden, insofern folgende Kriterien erfüllt werden:

- 1.) es muss sich um eine face-to-face-Interaktion² handeln,
- 2.) die angebotene Ware darf nicht zu teuer sein³ und
- 3.) es muss sich idealerweise um ein Kleidungsstück handeln.⁴

Des Weiteren kann man beobachten, dass Verkäufer außerdem bessere Verkaufschancen haben, wenn der Kunde alleine einkaufen geht oder aber die Begleitung des Kunden wenig Anteilnahme für das Interessenobjekt des Kunden aufbringt, da somit die Meinung des Verkäufers konkurrenzlos ist und deshalb mehr wertgeschätzt wird. In einem Verkaufsgespräch gibt es (idealerweise nur) eine Person, welche die Rolle des Verkäufers ein-



nimmt, und eine Person, welche die Rolle des Käufers einnimmt. Eine soziale Rolle wird hier als ein „Bündel von Erwartungen, [das] sich in einer gegebenen Gesellschaft an das Verhalten der Träger von Positionen knüpft“ (Dahrendorf, 1964: 26) verstanden. Dabei lassen sich die an eine soziale Position gestellten Erwartungen in die der Gewohnheit entsprechenden Kann-, der Sitte verpflichteten Soll- und den durch das Gesetz festgelegten Muss-Erwartungen unterscheiden (vergl. ebd.: 29-33).

Zur Rolle des Verkäufers gehört es einerseits, dass der Kunde erwarten können soll und muss, vom Verkäufer gut beraten und nicht betrogen zu werden, da vorsätzlicher Betrug, wenn dieser vom Benachteiligten zur Anzeige gebracht wird, strafrechtlich geahndet werden kann. Der Kunde geht somit davon aus, dass sein Wohle im Mittelpunkt der Interaktion steht. Andererseits erwartet das Unternehmen von seinem Verkäufer (wie anfangs erwähnt), dass dieser dem Unternehmen nützt, indem er die Produkte des Unternehmens verkauft und somit dazu beiträgt, den Unternehmensgewinn zu maximieren. Davon ausgehend kann angenommen werden, dass dem Verkäufer neben seiner Entlohnung viel am Wohl des Unternehmens liegt.

Der Verkäufer befindet sich also in einem Dilemma, beiden Erwartungen an seine Position gerecht zu werden

und dementsprechend die Rolle des Verkäufers auszuführen, was mit Dahrendorf als *intra-role conflict* bezeichnet wird (Dahrendorf, 1964: 59). So gesehen ist eine soziale Rolle [auch immer] ein Zwang, der auf den Einzelnen ausgeübt wird (vergl. ebd.: 28). Da die Sanktionsmöglichkeiten des Unternehmens gegenüber dem Verkäufer wesentlich direkter und auswirkungsrelevanter sind als die des Kunden⁵, wird der Verkäufer im Zweifelsfall eher zur Vernachlässigung der Kundenerwartungen als zur Vernachlässigung der Erwartungen seines Arbeitgebers tendieren.⁶

Immer wieder spielen sich in Verkaufsgesprächen ähnliche Situationen ab: Der Kunde ist sich nicht sicher, ob er die angebotene Ware wirklich benötigt bzw. erwerben möchte und macht diese Unsicherheit indirekt durch Gestik, Mimik und spezifisches Verhalten, beispielsweise durch übermäßig langes Betrachten, Befühlen oder Probetragen des Produkts, oder direkt durch Äußerungen deutlich. Jetzt kann beobachtet werden, wie der aufmerksame Verkäufer sich seinerseits auf eine bestimmte Art und Weise präsentiert: Er wird seine Körperhaltung zu einer weniger formalen ändern, das Produkt seinerseits genauer inspizieren und einen augenscheinlich freundschaftlichen Rat mit „Wenn sie meine Meinung hören wollen“ oder „Also ich persönlich“ oder Ähnlichem einleiten. Anschließend kommt es oft vor, dass der Verkäufer Pro und Contra gegeneinander aufwiegt, wobei jedoch festzustellen ist, dass – wenig überraschend – die pro-Seite in der Argumentation des Verkäufers in der Regel überwiegt.

Mit diesem Herausstellen der Tatsache, dass hinter der Rolle des Verkäufers noch eine andere Persönlichkeit steht, distanziert sich diese Person scheinbar von ihrer sozialen Rolle und den damit einhergehenden Erwartungen und Verpflichtungen (vergl. Goffman, 1973: 121). Durch diese Rollendistanz kommt es zu einem flüchtigen Wechsel der Beziehung: Der Verkäufer ist nicht mehr bloß distanzierter Dienstleister in der Rolle des Verkäufers, sondern wird zu einem beratenden Individuum. Um diesen flüchtigen „Beziehungswechsel“ soziologisch erklären zu können, beziehe ich mich auf Talcott Parsons *pattern variables*.

Dabei handelt es sich um fünf Paare von Variablen der Wertorientierung, die „als analytisches Instrumentarium zur strukturellen Analyse von Beziehungen“ (Schneider, 2002: 136) dienen:

1.) Affektivität - affektive Neutralität, 2.) Diffusität - Spezifität, 3.) Kollektivitätsorientierung - Selbstorientierung, 4.) Partikularismus - Universalismus und 5.) Zuschreibung - Leistung.⁷ Die jeweils erstgenannte Variable des Begriffs-Paares ist dabei eher charakteristisch für familiäre und freundschaftliche Rollenbeziehungen, wohingegen letztgenannte eher typisch für berufliche Rollenbeziehungen ist.

Von einem Verkäufer wird gemeinhin erwartet, dass er sich stets „professionell“ verhält und eher emotional distanziert bleibt (= affektive Neutralität), also alle Kunden und alle Kollegen gleich behandelt, egal ob er sie persönlich schätzt. Generell darf für den Verkäufer nicht die die Rolle spielende Person wichtig sein, sondern lediglich deren im beruflich Zusammenhang relevante Rolle als „Kunde“, „Kollege“, „Vorgesetzter“, etc. (= Spezifität). Ebenso ist ein Verkäufer (vor allem vom ökonomisch Standpunkt aus gesehen) selbst-orientiert, „wobei das „Selbst“, dessen Interesse er dabei in den Vordergrund stellt, nicht die eigene Person [ist], sondern die von ihm vertretene Organisation“ (Schneider, 2002: 134). Darüber hinaus muss ein Verkäufer alle Kunden gleich behandeln (= Universalismus): Er darf beim Kundenumgang keine Unterschiede aufgrund sozialer Nähe machen, zum Beispiel Freunden Rabatte gewähren oder fremden Personen die Ware zu übersteuerten Preisen verkaufen.⁸ Außerdem sind in beruflichen Beziehungen die erbrachten Leistungen wichtiger als die persönlichen Qualitäten (= Leistung). Erfüllt jemand seine Aufgaben nicht erwartungsgemäß, muss er mit negativen Sanktionen rechnen.

Durch die zuvor beschriebene Inszenierung von Rollendistanz wird dem Kunden suggeriert, zwischen ihm und dem Verkäufer bestünde nun eine engere Bindung als zu anderen Kunden und er würde aufgrund von Sympathie einen besonderen Rat seitens des Verkäufers erhalten (= Affektivität). Dies erweckt ebenfalls den Eindruck, dass sich der Verkäufer wirklich für die Belange des Kunden als Individuum und nicht nur als Rolle interessiert (= Diffusität) und dass das Wohl des Kunden über dem Eigeninteresse des Verkäufers stehen würde (= Kollektivitätsorientierung). In dieser Situation fühlt sich der Kunde dem Verkäufer sozial näher gestellt und geht davon aus, daher auch besser bzw. bevorzugt beraten zu werden (= Partikularismus). Des Weiteren scheint es, als ob die Kaufkraft des Kunden⁹ im Hintergrund und die Tatsache, dass das Produkt dem Kunden „gut steht“ oder „gut zu ihm passt“ (= Zuschreibung), im Vordergrund steht.

Zusammenfassend wird deutlich, dass ein Verkäufer durch Rollendistanz ein Verkaufsgespräch zu seinen Gunsten lenken kann, wobei die selbstinszenierte Rollendistanz nur eine von vielen, dafür aber eine sehr wirksame Methode ist. Letztlich möchte ich noch anmerken, dass aus diesem situativen Beziehungswechsel unter Umständen durchaus eine aufrichtige, dauerhafte Beziehung werden kann. Es gibt Kunden, die in von ihnen oft aufgesuchten Läden Verkäufer als „ihre“ Verkäufer ansehen und sich gezielt an diese wenden. Die Selbstinszenierung von Rollendistanz ist daher nichts generell Verwerfliches.

Dennoch sollte einem während des Einkaufs die Tatsache bewusst sein, dass der Verkäufer als Inhaber einer sozialen Position mehreren, teilweise gegenläufigen Erwartungen gerecht werden muss.

Mit diesem Herausstellen der Tatsache, dass hinter der Rolle des Verkäufers noch eine andere Persönlichkeit steht, distanziert sich diese Person scheinbar von ihrer sozialen Rolle.

Zusammenfassend wird deutlich, dass ein Verkäufer durch Rollendistanz ein Verkaufsgespräch zu seinen Gunsten lenken kann.

Er dient also immer gleichzeitig (mindestens) „zwei Herren“.

Moritz Wittmaack

Literatur:

■ Dahrendorf, Ralf (1964): *Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle*. 4., erweiterte Aufl. Köln und Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH

■ Goffman, Erving (1973): *Interaktion: Spaß am Spiel / Rollendistanz*. München: R. Piper & Co. Verlag

■ Schneider, Wolfgang Ludwig (2002): *Grundlage der soziologischen Theorie. Band 1: Weber – Parsons – Mead – Schütz*. 1. Aufl. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH

[1] Wann immer von „dem Verkäufer“ die Rede ist, ist auch „die Verkäuferin“ gemeint.

[2] face-to-face-Interaktion meint, dass die Teilnehmer einer Interaktion physisch anwesend sind, sodass sich die Beteiligten gegenseitig wahrnehmen und sich der Tatsache bewusst sind, dass sie gleichzeitig durch den jeweils anderen ebenfalls wahrgenommen werden; diese reflexive Wahrnehmung ist grundlegend für die Inszenierung von Rollendistanz.

[3] Die Kaufbereitschaft des Kunden verliert erfahrungsgemäß an Spontan und Impulsivität, umso teurer das Produkt ist.

[4] Natürlich kann man auch andere Produkte finden, bei deren Verkauf man die Selbstinszenierung von Rollendistanz beobachten kann. Aber Kleidung erscheint mir hier als ein gutes Beispiel, weil es ein sehr breites, fast unüberschaubares Angebot an Kleidung gibt, Kleidung weitestgehend spontan gekauft wird und es eine vollständige Marktkonkurrenz in diesem Wirtschaftszweig gibt. Außerdem informieren sich nur die wenigsten Kunden im Vorfeld umfassend über ein bestimmtes Kleidungsstück. Die Kompetenzen des Verkäufers sind also eher gefragt als beispielsweise bei Unterhaltungselektronik, über die man sich dank unzähliger Internetforen und einschlägiger Fachliteratur vermeintlich umfassend informieren kann.

[5] Weil ein Gerichtsverfahren zwar möglich, aber ziemlich aufwändig ist und sich der Aufwand erst bei einer gewissen Schadenshöhe lohnt.

[6] Anzumerken ist, dass es natürlich auch Verkäufer gibt, die im Zweifelsfall eher zum Wohle des Kunden entscheiden würden. Sei es, weil sie nicht vertraglich an Verkaufsquoten gebunden sind, oder sei es, weil sie ein anders ausgeprägtes Moralbewusstsein haben, was die Ehrlichkeit gegenüber Mitmenschen vor die Loyalität gegenüber ihrem Arbeitgeber stellt.

[7] Während die ersten beiden Variablen-Paare die Einstellung des Akteurs gegenüber dem sozialen Objekt beschreiben, bezieht sich das dritte Paar auf die Konsequenzen des Handelns für den Akteur und die letzten beiden Paare darauf, auf welche Art und Weise Objekte vom Akteur bestimmt werden (Schneider, 2002: 129).

[8] Natürlich gibt es auch hier sowohl legitime als auch illegitime Ausnahmen. Einige Unternehmen werben sogar damit, dass sie Stammkunden Rabatte gewähren. Auch gilt meine Annahme nicht für den Fall, dass der Verkäufer gleichzeitig (Laden-) Inhaber ist. In diesem Fall steht es ihm frei, bestimmten Menschen Produkte zu besseren Konditionen zu verkaufen oder unter bestimmten Umständen Ausnahmen zu machen. Für gewöhnliche angestellte Verkäufer gilt dies aber in der Regel nicht. Wenn hier nicht mit der Betriebsleitung abgesprochene Ausnahmen gemacht werden, kann dies sogar zur Kündigung führen.

[9] In diesem Fall ist die Bereitschaft des Kunden Geld gegen ein Produkt zu tauschen die zu erbringende Leistung und letztlich ja der Anlass für die Interaktion (das Verkaufsgespräch), da der Verkäufer im Auftrag seines Arbeitgebers an diesem Tauschgeschäft interessiert ist.

Kaffee.Punk.Kicker.Sofas.G
odzilla.Barre.SchummrigSc
hön.Sitzen.Liegen.Tee.M
arx.Hippiemusik.Textanaly
se.AfriCola.Zeitungsschni
psel.Lesung.Zurücklehnen.
Kennenlernen.Licht.Torju
bel.OriginalSoundTrack.Ki
no.Bass.Knutschen.Schach.



IrishFolk.Kabarett.Dogme
n.Tekken.Apfelschorle.Eul
en.FairTrade.Schaukelstuh
l.Flurfunk.Veltins.Fachidio
ten.Politik.Kekse.Ideen.Ja.
Alles.

L3 120
Meistens offen.
Reinschauen.

DARF MEIN CHEF MICH DUZEN?

Beobachtungen aus der Arbeitswelt.

Es ist allgemein bekannt – hier zu Lande gewissermaßen eine Frage des Anstandes –, dass sich Personen im Alltag wechselseitig in der Höflichkeitsform anzusprechen haben, zumindest dann, wenn sie zueinander keine enge, persönliche Beziehung pflegen. Dies gilt natürlich zunächst auch in Organisationen: Die Höflichkeitsform ist hier die Regel. Nun gibt es Fälle, in denen Vorgesetzte¹ nicht immer die Regeln des Anstands beachten. Aber darf ein Vorgesetzter mich einfach duzen und zwar ohne (!) mich vorab um Erlaubnis zu bitten? Vermag also alleine das asymmetrische Machtverhältnis zwischen Chef und Angestellten die gängigen Höflichkeitsdirektiven des Alltags zu unterminieren bzw. zu überlagern?

Die Frage nach dem „angemessenen“ Duzen stellte sich der Autor dieses Essays, als es bei einem von ihm beobachteten Unternehmen² – der Einfachheit halber in der Folge Unternehmen X genannt – zur Vakanz einer Vorgesetztenposition (Abteilungsleiter) kam, woraufhin diese neu besetzt wurde. Die erste Begegnung zwischen neuem Abteilungsleiter und seinen Untergebenen erfolgte per Handschlag und beiderseits mit der förmlichen Anrede „Sie“. Nach wenigen Tagen wechselte der Abteilungsleiter die Anredeform: vom förmlichen „Sie“ zum persönlichen „Du“. Der Wechsel erfolgte spontan und ohne Bitte um Erlaubnis. Es wurde also nicht in folgender Art gefragt: „Was halten Sie davon, wenn wir uns duzen?“ Oder: „Ich empfinde diese Abteilung als sehr jung und dynamisch, lassen Sie uns doch zum ‚Du‘ übergehen.“ Außerdem: Geduzt wurde nicht ausschließlich im kollegialen Kontext, sondern auch, wenn Publikum, sprich Kunden zugegen waren.

Geht das aber? Natürlich hat der Vorgesetzte eine gewisse Autorität und Weisungsbefugnis. Aber lässt sich alleine aus dem Rangvorsprung des Vorgesetzten eine Hinnahmepflicht in Bezug auf das „Du“ ableiten? Wohl kaum. Und so selbstverständlich es auch scheint: das ist zunächst erklärungsbedürftig. Denn warum sollte ein Chef überhaupt höflich sein müssen? Und muss er überhaupt? Muss er oft eben nicht! Anweisungen lassen sich beispielsweise problemlos im Imperativ formulieren. Wer kennt das nicht? „Gehen Sie los und beeilen Sie sich, das muss kopiert werden!“ Normalerweise fügt man sich und tut wie einem befohlen, auch wenn man sich vielleicht denken mag: ‚Das ginge wohl auch höflicher.‘ Denn das ist klar: Organisationen müssen ihren Mitarbeitern gegenüber nicht zwingend höflich sein. Ein Arbeitsvertrag ist schließlich keine Einladung zu einem Kindergeburtstag.

In der hier beobachteten Organisation gibt es allerdings folgende Besonderheit: Höflichkeit und Etikette sind hier Bestandteil der offiziellen Unternehmenskultur und dienen dem Zweck, einen maximalen Profit zu erwirtschaften. Dementsprechend gibt es zum Beispiel auch eine strenge Bekleidungsordnung: Anzug für die männlichen Mitarbeiter, entsprechend gepflegte Bekleidung für die Damen. Die Erwartungen an das äußere Erscheinungsbild können im Unternehmen X insgesamt als gehoben betrachtet werden. Gleiches gilt für die Umgangsformen: Reziprokes Siezen ist gängiger Standard. Alleine schon durch die Bekleidung – so darf man doch zumindest vermuten – soll der Eindruck von Seriosität erzeugt werden, durch das Siezen soll dieser Eindruck unterstrichen werden. Es wäre wohl reichlich irritierend, würde man beispielsweise in ein Luxushotel einchecken und träfe hier auf lauter sich wechselseitig duzende Mitarbeiter.

Aber lässt sich alleine aus dem Rangvorsprung des Vorgesetzten eine Hinnahmepflicht in Bezug auf das „Du“ ableiten? Wohl kaum.

Die höfliche Anredeform ist aber mehr als das – und eben hier liegt dann auch ein entscheidender Punkt: Sie ist nämlich nicht bloß üblich im Sinne von: „Das gehört sich nun mal so“, vielmehr ist sie in dieser Form auch formalisiert. Es gibt also eine formale Regel, welche den direkten Kontakt (also die Anrede) der Organisationsmitglieder untereinander steuert: *Alle Mitarbeiter, gleichgültig auf welcher Hierarchieebene sie sich befinden, haben sich wechselseitig zu siezen; das gilt sowohl für die Kommunikation auf den Hierarchieebenen als auch über deren Grenzen hinweg.* Damit ist das Handeln unmissverständlich vorgegeben, rein formal also: Jeder siezt jeden, immer und überall, solange der Organisationskontext eingeschaltet ist.

Man kann niemandem befehlen, dass er einem vertraut zu sein hat.

Diese Organisationsregel ist indes keineswegs so sanktionsscharf, dass die persönliche Anredeform „Du“ generell nicht funktioniert. Das Programm kann durchaus unterlaufen werden, und das wird es auch. Bei Begegnungen in der Pause, in der Kantine beispielsweise. Hier ist das Duzen kein Problem und sogar der Regelfall, häufig auch über die Hierarchiegrenzen hinweg. Auch auf der Verkaufsfläche duzt man sich. Aber – und darauf wird peinlich genau geachtet – nur dann, wenn keine Kunden in der Nähe sind, welche die Interaktion beobachten können. Das Duzen scheint (für das Unternehmen) solange unproblematisch zu sein, wie kein relevantes Publikum (also Kunden) die Szenerie beobachten können. Die Vorstellung, die das Verkaufsszenario gemeinsam spielt, darf in sich nicht widersprüchlich wirken.³

Die formale Vorgabe des wechselseitigen Siezens kann also ignoriert werden, aber nur dann, wenn man sich an zwei informale Spielregeln hält. Erstens: Kein Duzen vor der Kundschaft! Und zweitens: Dem Duzen geht ein Aus-handlungsprozess vorher. Jeder kennt das aus dem All-tag: Einer bietet dem anderen das „Du“ an und der andere nimmt es an (oder eben nicht, dann bleibt es halt bei der Höflichkeitsform). In einer Organisation – zumin-dest auf der informalen Ebene⁴ – ist das nicht anders. An die Stelle des formalen Programms wird dann eine infor-male Vereinbarung platziert. Man duzt sich nicht einfach so, das ist mehr als unüblich. Einer bietet dem anderen das „Du“ an, wenn man – und das ist wohl auch ent-scheidend – eine gewisse Vertrautheit zueinander aufge-baut hat. Denn das Anbieten des „Du“ ist das „offizielle“ Bekenntnis und die Festigung einer bereits schon beste-henden Vertrautheit.

Man kann aber niemandem befehlen, dass er einem vertraut zu sein hat. Vertrautheit kann – natürlich! – nicht formalisiert werden. Man kann schlecht von einem Mitarbeiter verlangen: „Bei uns sind wir alle Freunde, und jeder vertraut hier jedem. Deshalb duzen wir uns auch al-le. Bitte vertrauen Sie als neuer Mitarbeiter jetzt jedem Ihrer Kollegen. Danke.“ Das funk-tioniert nicht. Es gibt zwar auch Un-ternehmen in denen die Anrede derart formalisiert ist, dass jeder jeden duzt (oder sogar duzen muss), das wirkt aber – gerade, wenn man als neues Mit-glied in ein solches Unternehmen stößt – recht befremd-lich, gar unecht. Und das ist es ja auch. Hinter der Differenz zwischen „Du“ und „Sie“ steht ja eine Funktion: Hierdurch möchte man den Grad der Vertrautheit zum Ausdruck bringen. Wenn nun jeder jeden zu duzen – oder zu siezen – hat, dann manipuliert man auf diese Weise natürlich die Abbildungsgenauigkeit des jeweiligen Ver-trautheitsgrades. Dann kann man sich diese Differenzie-rung ja auch sparen und eine der beiden Anredeformen streichen (ähnlich wie im Englischen). Generell kann man also erkennen, dass in der Differenz von „Sie“ und „Du“ mehr mitschwingt als lediglich eine Ausdruckschance von Höflichkeit. Durch das Duzen wird nämlich Nähe und Ver-trautheit zum Ausdruck gebracht.

Insofern das „Du“ – wie im oben geschilderten Beispiel geschehen – nicht angeboten, sondern den Mitarbeitern vom Vorgesetzten zugemutet wird, kann dieser quasi doppelte Regelverstoß auch als eine Demonstration von Macht verstanden werden. Nach dem Motto: „Ich duze Dich, weil ich Rangvorsprung habe und Sie siezen mich aus eben dem gleichen Grund.“ Das ist nicht zu unter-schätzen. Gerade, weil hier Machtasymmetrie mit-schwingt, gilt besondere Vorsicht, sind die Sensibilitätsanforderungen höher. Bei ausgeschaltetem Organisationskontext, also in der Freizeit, kann man ver-gleichsweise einfach handeln. Wird man geduzt und ist damit nicht einverstanden, entgegnet man schlicht: „Un-terlassen Sie das.“ Oder: „Unterlass das.“ Und man geht damit kaum ein großes Risiko ein. In einer Organisation ist das anders. Hier ist man deutlich stärker bemüht Kon-flikte zu vermeiden, insbesondere solche mit Vorgesetz-ten. Der direkte Vorgesetzte vermag vielleicht nicht einem zu kündigen, nur weil man ihn duzt, aber er ist

überlegen. Und diese Überlegenheit kann er auch aus-spielen, sei es bei der Verteilung von unangenehmen Aufgaben, sei es – mit Blick auf die Zukunft – beim Ver-fassen eines Arbeitszeugnisses. Man muss dazu bemer-ken, dass der hier beobachtete Abteilungsleiter nicht explizit erklärt hat, dass er gesiezt werden muss, aber er hat eben auch nicht das Du angeboten. Was also tun? Zurück duzen? Das könnte als Respektlosigkeit gedeutet werden. Und dann hat man genau das, was man zu ver-meiden sucht: den Konflikt.

Das Verwenden der korrekten Anredeform im Berufsall-tag scheint die Menschen generell zu beschäftigen; of-fenbar herrscht hier Unsicherheit. Einschlägige Ratgeber versuchen diese Unsicherheit(en) zu reduzieren und Ori-entierung zu stiften. So steht beispielsweise im „Knigge“: „Der Ranghöhere darf entscheiden, wem er wann das ‚Du‘ anbieten möchte.“⁵ Und hier liegt dann auch die doppelte Crux, wenn man so möchte. Erstens gilt diese Regel natürlich nur, wenn es kein Formalprogramm gibt, welches die Anrede steuert. Mein Chef kann mir – zumin-dest offiziell – das Du gar nicht anbieten, wenn die Orga-nisation die Verwendung dieser Anredeform untersagt, wenn die Verwendung der Höflichkeitsform zur Mitglied-schaftsbedingung deklariert wird. Und zweitens, noch wichtiger: Das „Du“ muss natürlich angeboten und es muss auch angenommen werden! Darf mein Chef mich also

duzen? Nein und Ja. Auf den Kontext kommt es an. Nein, weil das streng formal nicht vorgesehen ist. Ja, weil das Duzen erstens vom Unternehmen geduldet wird, solange der Betrieb dadurch nicht torpediert wird. Und weil man sich zweitens informal darauf einigen kann. Auf der infor-malen Ebene gelten aber die gängigen Höflichkeitsdirektiven des Alltags. Und hieran muss sich natürlich auch ein Chef orientieren.

Sammy Beckmann

Literatur:

- Goffman, E. (2009): *Wir alle spielen Theater; Die Selbstdarstellung im Alltag*, 7. Auflage, München/Zürich, Piper.
- Luhmann, N. (1976): *Funktionen und Folgen formaler Organisation*, 3. Auflage, Duncker & Humblot, Berlin.
- Quittschau, A.; Tabernig, C. (2007): *Business-Knigge, die 100 wich-tigsten Benimmregeln*, Rudolf Haufe Verlag GmbH & Co. KG, Niederlas-sung Planegg bei München.

[1] Es sei darauf hingewiesen, dass in diesem Essay ausschließlich die männliche Form verwendet wird. Dieses Vorgehen ist ausschließlich zweckmäßig: Es mögen sich beide Geschlechter in gleicher Weise an-gesprochen fühlen.

[2] Die Organisation – ein Unternehmen aus dem Einzelhandel – soll anonym bleiben. Deshalb wird (soweit wie möglich) auf diesbezügliche Informationen verzichtet. Davon bleibt die Anschaulichkeit des Bei-spiels hoffentlich unberührt.

[3] Zur Vertiefung empfohlen: Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater* (2009).

[4] Vgl. Luhmann 1976, S. 29.

[5] Quittschau/Tabernig 2007

ASSOZIOLOGIE

Was ist das?

Inspiziert durch Überlegungen Klaus Kusanowskys¹ stellen wir euch hier eine neue Kategorie vor: Die Assoziologie. Der Begriff „Assoziologie“ ist in der Diskussion, die bislang nur im Internet geführt wird, kaum definiert. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: es handelt sich dabei um *assoziiierende* (nicht um: asoziale!) soziologische Überlegungen. In unserer recht freien Interpretation des Begriffs können in der Assoziologie-Kategorie kleine Ideen, Alltägliche, Ereignisse aus der Welt aufgegriffen und mit soziologischen Überlegungen in Verbindung gebracht werden, ohne dass dabei ein Text mit wissenschaftlichem Anspruch entstehen muss: Soziologische Gedankensplitter.

[1] <http://differentia.wordpress.com/>

KUNDENSEMANTIK IN ÖFFENTLICHEN ÄMTERN

Es ist zu beobachten, dass staatliche Behörden sich zunehmend in ihrer Namensgebung und ihrer Außendarstellung einer strikten Kundensemantik unterwerfen, welche in dieser Form sonst nur von wirtschaftlichen Unternehmen bekannt war. Ein bekanntes Beispiel hierfür ist die Umbenennung des Arbeitsamts in „Agentur für Arbeit“, welche sich heute als Dienstleister darstellt und die Bürger, die sich (in den meisten Fällen unfreiwillig) mit diesem Amt auseinandersetzen müssen, als Kunden bezeichnet. Besonders absurd ist diese Idee in Bezug auf die Polizei, welche ihre Arbeit nicht im Interessen des einzelnen „Kunden“ verrichtet, sondern stets einer öffentlichen Ordnung dient, wie Thomas Ley und Andreas Müller-Tucholski (in der „Kriminalistik“ 2007) bereits dargelegt haben.

Offen bleibt jedoch die Frage nach dem „Warum“, sprich den Beweggründen, die dieser Umstellung auf „Wirtschaftssprech“ zugrunde liegen. Es mag einem in den Sinn kommen, dass hiermit auf die klassischen semantischen Verknüpfungen abgezielt wird, die mit einer dienstleistungsorientierten Organisation einhergehen. Es werden effiziente Prozesse, Kundenorientierung und Wirtschaftlichkeit suggeriert und dadurch versucht, sich von dem verstaubten, ineffizienten und trägen Image der Bürokratie zu lösen. Handelt es sich also nur um eine reine Imagekampagne oder steckt mehr dahinter?

Klar, ein poliertes Image und eine gründlich überlegte (wenn auch oft verfehlte) PR-Strategie gehören heutzutage zum guten Ton, aber wieso unterwirft sich eine Organisation, welche keine Konkurrenz zu fürchten hat und durch das Monopol des Staates auch vermutlich nie zu fürchten haben wird, diesen scheinbar marktwirtschaftlichen Prinzipien, zumindest auf ihrer Schauseite? Selbst wenn man sich bei der Steuererklärung vom Finanzamt betrogen fühlt, wird man die nächste nicht zum Straßenverkehrsamt schicken, weil dieses einen mit Kundenorientierung oder effizienteren Abläufen lockt. Es bleibt einem ja keine Wahl.

Wenn der „Gewinn“ dieser Kundensemantik also stattdessen scheinbar innerhalb der Organisation erzielt wird, wäre zu untersuchen, wie und wo dies geschieht. Dass Mitarbeiter motivierter arbeiten oder sich in ihrem Status gesellschaftlich aufgewertet sehen, weil sie ihre Arbeit nun auf einmal, zumindest auf dem Papier, in den „Kundendienst“ stellen, mag ein psychologischer Faktor sein, eine soziologische Betrachtungsweise könnte hier aber vermutlich einen zusätzlichen Beitrag leisten.

Ein Ansatzpunkt lässt sich unter Umständen in einer Art „Rebound“-Effekt finden. Vielleicht zielen Maßnahmen wie eine semantische Umorientierung oder auch bauliche Maßnahmen (wie z.B. der Springbrunnen in der Bielefelder Bürgerberatung) darauf ab, durch die Suggestion der Dienstleistungsorganisation einen zufriedeneren oder zumindest geduldigeren bzw. besser gelaunten „Kunden“ zu „formen“, der indirekt die Arbeitsbedingungen und im Zuge dessen auch die Motivation der organisationsinternen Mitarbeiter zu verbessern bzw. zu steigern vermag. Schließlich ist es nicht gerade angenehm, als Beamter das Gesicht einer Bürokratie zu sein, die in der Gesellschaft nicht gerade positiv assoziiert wird.

Die semantische Neuorientierung der öffentlichen Ämter und Verwaltungen mag auch eine Folge des „New Public Management“ sein, welches sich in vielen Staaten durchgesetzt hat und betriebswirtschaftliche Kriterien eben auch auf öffentliche Organisationen zu übertragen versucht. Interessant wäre es zu untersuchen, ob eine Umstellung der Semantik sogar einen organisationsinternen Umstrukturierungsprozess nach betriebswirtschaftlichen Prämissen nach außen hin simulieren und damit im schlimmsten Fall verhindern kann.

Es handelt sich also letztendlich doch immer um einen vorgegaukelten Kundenstatus, welcher Freiwilligkeit impliziert. Frei nach Dorothy und William Thomas könnte diese suggerierte Freiwilligkeit also in eine gefühlte und damit schlussendlich reale umschlagen, welche die Wut über den Passierschein A38 und seine nahen Verwandten ein wenig lindert.

von Finn-Rasmus Bull

„DEINE MUTTER!“

Rituelles Beschimpfen und Harmonie in der Jugendkultur

„Deine Mutter ...!“ ist in der Jugendkultur seit Langem eine der prominentesten Beschimpfungsfloskeln – es gibt sie in unendlich vielen Variationen. Hierzulande gibt es Klassiker wie: „Deine Mutter arbeitet auf nem Fischkutter – als Geruch!“ oder „Deine Mutter ist so dumm, sie kocht Wasser nach Rezept!“, aber auch Schöpfungen wie „Deine Mutter lispelt beim Chatten!“ oder „Deine Mutter schubst kleine Kinder vom Fahrrad und riecht am Sattel.“ Je kreativer, absurder und obszöner, desto besser.

Oft macht man es aber auch kurz und wirft einfach die rohe Form – „Deine Mutter!“ – in den Raum. Es muss überhaupt nicht konkretisiert werden, was gemeint ist: Im Wissensvorrat der Jugendkultur sind mannigfaltige Assoziationen mit „Deine Mutter!“ vorhanden.

Der amerikanische Soziolinguist William Labov, der „rituelle Beschimpfungen“ – als Regeln unterworfenen Sprechereignis – in der afro-amerikanischen Jugendkultur erforscht hat, schrieb dazu: „Eine Mutter (Großmutter usw.) kann [beleidigend] thematisiert werden wegen ihres Alters, Gewichts (dick oder dünn), ihrer Häßlichkeit, der Schwärze ihrer Haut, ihres Geruchs, des Essens, das sie isst, der Kleider, die sie trägt, ihrer Armut und natürlich wegen ihres Sexuallebens“ (Labov 1978: 27). Praktisch: „Deine Mutter!“ kann in zahlreichen Situationen und auf vielerlei Weise eingesetzt werden (Offene Frage: Warum wird gerade auf Mütter Bezug genommen?).

Unvertraut mit dieser Kultur wird man als bürgerlicher Außenstehender oder ZEIT-Feuilletonist¹ auf den ersten Blick schnell den Glauben an die Jugend verlieren – aber hinter diesen ziemlich üblen rituellen Beleidigungen, die in vielen Jugendcliquen geradezu inflationär verwendet werden, verbirgt sich eigentlich nur Gutes: Sie erfüllen wichtige Funktionen. Eine davon soll hier angedeutet werden.

Dass sie zumindest harmlos sind, lässt sich bereits daran erkennen, dass die Beschimpfungen – *innerhalb* einer Gruppe – in den seltensten Fällen zu ernststen Konflikten führen. Auf den ersten Blick erscheint es geradezu paradox: Je übler und ausgiebiger die Beleidigungen, desto tiefer die Freundschaften. Man könnte sagen: Nur wenn eine gewisse Vertrautheit vorliegt, kann man sein Gegenüber mit solchen Beleidigungen überhaupt konfrontieren, ohne ernste Konflikte zu provozieren. Dem spektakulären Kopfstoß Zinedine Zidanes² in Marco Materazzis Brustkorb im WM-Finale 2006 soll etwa die Beleidigung von Zidanes Mutter vorausgegangen sein.²

Wie aber wird in Cliquen der Rahmen für solche rituellen Beleidigungen geschaffen, ohne den es zu ständigen Kopfstoßen oder zu laufenden Aufkündigungen von Freundschaften käme? Die offensichtliche Absurdität vieler dieser Beleidigungen ist nur eins von vielen Mitteln, etwas als „spaßig“ zu rahmen. Die diversen Signale, etwas als „nicht ernst gemeint“ zu markieren, sind fein, aber entscheidend, und müssen in der Gruppe erst als geteiltes Wissen etabliert werden. Aber nicht immer klappt das reibungslos: Der Grat zwischen Spaß und ernster Beleidigung ist schmal, sodass ein Scherz auch schnell nach hinten losgehen kann.

Wenn es jedoch gelingt, und hier könnte eine soziologische Argumentation ansetzen, bestätigen und aktualisieren diese Beleidigungen geradezu die Zusammengehörigkeit und sind vergleichbar mit der Aussage „Wir haben uns alle lieb!“ (die in der Jugendkultur natürlich als „uncool“ gilt). Eine Clique, die intern mit den übelsten Beleidigungen und Beschimpfungen nur so um sich wirft, ohne dass es am laufenden Band zu Konflikten kommt, demonstriert Zusammengehörigkeit und Vertrautheit. Unter Umständen sind Beschimpfungen also ein Zeichen der Harmonie.■

Literatur:

Labov, William (1978): *Regeln für rituelle Beschimpfungen*, in: ders., *Sprache im sozialen Kontext* (Bd. 2), Königstein, S. 2-57.

[1] <http://www.zeit.de/2011/03/Spitze>

[2] <http://www.guardian.co.uk/football/2006/jul/12/worldcup2006.sport>

FUNKTION UND ZWECK

Die Unterscheidung zwischen den Begriffen „Funktion“ und „Zweck“ ist nicht sonderlich kompliziert. Dennoch können einige leider nicht viel damit anfangen. Dieser Umstand soll hier geändert werden. Wer „Funktion“ und „Zweck“ unterscheiden kann und die Bedeutungen verstanden hat, kann soziologische Fragestellungen und damit Hausarbeitsthemen am laufenden Band produzieren. Denn: Nach der Funktion kann man eigentlich immer fragen.

Der Begriff „Funktion“ hat besonders in Bielefeld eine große Bedeutung. Niklas Luhmann, der die Bielefelder Fakultät für Soziologie wie kein anderer geprägt hat, gehört nämlich zu den Funktionalisten, ebenso wie beispielsweise Talcott Parsons oder Émile Durkheim. Gerade für den Bielefelder Studierenden ist daher die Fähigkeit Funktionen und Zwecke sauber trennen zu können nicht ohne Vorteil. Schauen wir uns den Unterschied zwischen Funktionen und Zwecken also etwas genauer an.¹

Zwecke sind etwas Geplantes. Ein Zweck wird gesetzt im Hinblick auf ein selbst festgesetztes gewünschtes Ergebnis. Ein Backofen existiert zu dem Zweck, dass man darin backen kann. In einem Vogelhaus sollen Vögel nisten und in einem Buch soll man lesen. Das alles sind Zwecke. Sie beschreiben, wie etwas sein soll. Wenn der Kuchen gebacken ist, die Vögel nisten und das Buch gelesen wird, erfüllen die Dinge ihren Zweck.

Der Begriff „Funktion“ hat eine etwas andere Bedeutung. Diese Planmäßigkeit wird bei der Frage nach der Funktion zunächst ausgeblendet. Vielmehr schaut man bei der Funktion danach, welche Bedürfnisse von bestimmten Dingen/Tatbeständen/Strukturen erfüllt werden (vgl. Durkheim 1977: 95ff). Wenn die Heizung ausfällt, kann der Backofen die Funktion des Heizens übernehmen und wenn das Toilettenpapier ausgeht, können Buchseiten die Funktion des Toilettenpapiers übernehmen.² Man spricht dann – Achtung, wichtiger Begriff – von „funktionalen Äquivalenten“.

Die Frage nach der Funktion ist dabei so gut wie immer eine soziologische Fragestellung, die eine Haus- oder Lehrforschungsarbeit rechtfertigt: Welche Funktion erfüllt eine Arbeitsuniform? Welche Funktion erfüllt die Bearbeitung eines bestimmten Themas in einer Organisation? Welche Funktionen erfüllen Zwecke? Oder: Welche Funktion erfüllt das Dosenpfand? An letzterem Beispiel sollen die Unterschiede noch einmal etwas plastischer gemacht werden: Der Zweck des Dosenpfandes war die Erhöhung der Mehrwegquote bei Getränkeverkäufen (vgl. Diering 2007). Dieser Zweck wurde nachhaltig verfehlt (vgl. Thiel 2012). Eine Funktion des Dosenpfandes könnte man hin-

gegen in der Entlastung der Stadtreinigungen und der Verringerung der direkten Umweltverschmutzung in den Städten sehen. Vor der Einführung des Dosenpfandes waren die Städte stellenweise übersät mit zusammengedrückten Dosen, vor allem zu Anlässen wie dem Beginn der Schulferien. Seit der Einführung des Dosenpfandes tragen zum einen mehr Leute ihre Dosen und Einwegflaschen zurück zum Supermarkt. Zum anderen ziehen mittlerweile Pfandsammler durch die Straßen und sammeln weggeworfenes Leergut ein,

um sich etwas hinzuzuverdienen (vgl. Weber 2009). Ob diese Entwicklung moralisch fragwürdig sein könnte, soll hier gar nicht thematisiert werden. Unstrittig dürfte hingegen sein, dass eine soziale Funktion erfüllt wird, nämlich die

Sauberhaltung des menschlichen Lebensraumes, was dem Bedürfnis nach Hygiene entspricht. Dass es womöglich andere Lösungen gäbe, darf nicht nur, sondern sollte immer mitbedacht werden.

Was muss man noch beachten?

Funktionen und Zwecke können natürlich deckungsgleich sein. Allerdings erübrigt sich dann meist die Analyse. Wenn man den Zweck des Autos (von A nach B zu kommen) als Funktion ansieht, ist das zwar richtig, aber langweilig. Eine interessante Frage wäre eher: Welche Funktionen erfüllt das Auto noch?

Damit wären wir bei dem nächsten wichtigen Punkt: Bei der Funktion muss immer mitbedacht werden, dass es auch anders sein könnte. Bleiben wir beim Auto: Neben der Mobilität erfüllt es auch andere Funktionen, z.B. die Repräsentation von Status (zumindest noch in ländlichen Regionen). Das Interessante ist dann: Warum erfüllt es gerade diese Funktion und nicht

andere?³ Und: Wie erfüllt es diese Funktion? Dann ist man auch bereits bei der „funktionalen Analyse“ und kann seine Hausarbeit schreiben. Fragestellung: Was ist die Funktion des Dosenpfandes? These: Das Dosenpfand erfüllt die Funktion der Straßenreinigung in den Städten. Beschreibung: Durch die Schaffung eines monetären Wertes für Einweg-Leergut erhalten sozial Schwächere den Anreiz, Pfandflaschen auf Straßen und in Parks einzusammeln und gegen Geld zu tauschen.⁴

Abschließend soll noch auf einen feinen, aber zentralen Unterschied zwischen den Funktionalisten hingewiesen werden. Parsons und auch Durkheim würde man bei den Strukturfunktionalisten einordnen.⁵ Die Frage ist: Welche Funktionen erfüllt eine Struktur (oder ein sozialer Tatbestand)? Unsere Beispiele gehören in diese Kategorie: Welche Funktionen erfüllen die Strukturen/Gegenstände/Artefakte Auto, Dosenpfand und Buch?

Die Frage nach der Funktion ist so gut wie immer eine soziologische Fragestellung, die eine Haus- oder Lehrforschungsarbeit rechtfertigt.

Fragestellung: Was ist die Funktion des Dosenpfandes? These: Das Dosenpfand erfüllt die Funktion der Straßenreinigung in den Städten.



Pfandpflichtige Dosen

Niklas Luhmann gehört hingegen in die Kategorie des sog. funktionalen Strukturalismus (vgl. Rosa / Strecker / Kottmann 2007: 175f). Die Frage wird hier umgedreht: Wie werden bestimmte Funktionen durch Strukturen erfüllt? Grundsätzlich geht man in dieser Richtung davon aus, dass es Funktionen gibt, die erfüllt werden müssen und dass es verschiedene (äquivalente) Möglichkeiten gibt, diese Funktionen zu erfüllen (daher spricht man auch von „Äquivalenzfunktionalismus“). Dass es dann ausgerechnet die bestehenden Strukturen sind (z.B. Demokratie zur Erzeugung kollektiv bindender Entscheidungen), ist für den Soziologen zunächst einmal „überraschend“. Es bedarf daher einer Erklärung. Man könnte – um das Beispiel mit dem Auto wieder aufzugreifen – dann fragen: Wieso erfüllen gerade Autos die Funktion der Statusrepräsentation? Mögliche Antwort: Weil sie vor dem Haus parken und gut sichtbar sind. Wie ist es also dazu gekommen, dass bestimmte Gegenstände wie Autos oder Armbanduhren diese Funktion erfüllen und anderes nicht?

Die Begriffe „Zweck“ und „Funktion“ auseinanderhalten und mit ihnen arbeiten zu können, ist besonders in

Bielefeld sehr wichtig. So fußt beispielsweise Luhmanns gesamte Theorie im Prinzip auf der Annahme, dass ein gewaltiges Maß an gesellschaftlicher Komplexität reduziert werden muss, damit wir alle miteinander leben, sprechen und auskommen können, also neue Komplexität aufgebaut werden kann (vgl. Luhmann 2010: 16ff). Diese *Funktion* der Komplexitätsreduktion äußert sich in anhängenden Funktionen wie der Notwendigkeit der Erzeugung kollektiv bindender Entscheidungen oder der Verteilung knapper Güter. In der modernen Gesellschaft werden diese Funktionen beispielsweise durch die Funktionssysteme Politik und Wirtschaft erfüllt. Luhmann hat einen großen Teil seiner Arbeit darauf konzentriert, Funktionen zu identifizieren und zu beschreiben, wie sie erfüllt werden.⁶

In eben dieser funktionalistischen Tradition stehen große Teile der Bielefelder Soziologie. Die Fragen danach, wie eine Funktion erfüllt wird (funktionaler Strukturalismus) oder welche Funktionen ein bestimmter Gegenstand (Struktur, Tatbestand, o.ä.) erfüllt (Strukturfunktionalismus) sind daher immer lohnenswerte Hausarbeitsthemen.

Michael Grothe-Hammer

Literatur:

- Dierig, Carsten 2007: Dosenpfand hat sein Ziel verfehlt, WWW-Dokument, <http://www.welt.de/wirtschaft/article712441/Dosenpfand-hat-sein-Ziel-verfehlt.html> (4.4.2012)
- Durkheim, Émile 1977 [1893]: *Über soziale Arbeitsteilung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas 1973: *Zweckbegriff und Systemrationalität – Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas 2006: *Einführung in die Systemtheorie*, 3. Aufl., Heidelberg: Carl-Auer
- Luhmann, Niklas 2010: *Politische Soziologie*, Berlin: Suhrkamp
- Rosa, Hartmut / Strecker, David & Kottmann, Andrea 2007: *Soziologische Theorien*, Konstanz: UVK
- Thiel, Martin 2012: *Zehn Jahre Dosenpfand- und nichts ist besser*, WWW-Dokument, <http://www.tagesschau.de/kommentar/zehnjahre-dosenpfand100.html> (4.4.2012)
- Weber, Silke 2009: *Jäger und Sammler*, WWW-Dokument, <http://www.tagesspiegel.de/berlin/stadtleben/pfandflaschen-jaeger-und-sammler/1570238.html> (4.4.2012)

[1] Nachzulesen u.a. bei: Durkheim 1977: 95ff; Luhmann 1973

[2] Für das Toilettenpapierbeispiel siehe auch das Poster in unserer letzten Ausgabe.

[3] Natürlich können viele weitere Funktionen durch ein und denselben Gegenstand erfüllt werden. Dann lautet die Frage: Warum diese und bestimmte andere nicht

[4] Darüber hinausgehende abstrakte systemtheoretische Ausführungen, um die Arbeit aufzupeppen, könnten so aussehen: Durch die kollektiv bindende Entscheidung im Politiksystem Einweg-Leergut mit einem Pfand zu belegen, wurde ein Programm im Rechtssystem (auch Gesetz genannt) eingerichtet, das im Wirtschaftssystem zur Geldauschüttung für zurückgebrachtes Leergut führt.

[5] Auf Begriffe wie Bestandsfunktionalismus (vgl. Luhmann 2006: 12) muss an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

[6] Außerdem befasst er sich natürlich ausführlich damit, wie sich diese Strukturen historisch entwickelt haben. Das alles geschieht immer im Hinblick darauf, dass es auch anders sein könnte.

DIE THEMEN LIEGEN AUF DER STRAßE. DOCH WIE SAMMELT MAN SIE EIN?

Über ein leidiges Problem studentischer Arbeiten

Ein Gastbeitrag von Thomas Hoebel

Der Ökonom und Hochschuldozent Stefan Zimmermann hat an Sarkasmus nicht gespart, als er vor einigen Jahren seine „perfekte Anleitung für schlechte Studienarbeiten“ veröffentlichte.¹ Der Text ist großartig. Interessierte Leserinnen erfahren präzise, was Prüflinge an deutschen Hochschulen auf keinen Fall auslassen sollten, um garantiert eine erfolglose Hausarbeit oder Thesis zu schreiben. „Gehen Sie bloß nicht in die Bibliothek!“, „Bleiben Sie vage!“ oder „Bleiben Sie bei der Arbeit am Rechner stets online, halten Sie das Soziale Netzwerk Ihrer Wahl jederzeit offen!“ sind nur einige Ratschläge aus einem reichhaltigen Potpourri der Möglichkeiten. Der Subtext des Essays steht einem allerdings genauso klar vor Augen. Aus Zimmermanns Sicht folgen im übertragenen Sinn viel zu viele Studierende ‚seiner‘ Anleitung. Kurz, an deutschen Hochschulen sei ein entsprechendes Studierverhalten Alltag. (Achtung. Spätestens jetzt ist für alle, die sich nicht schooon wieder mit lästigem Uni-Kram auseinandersetzen möchten, der Punkt erreicht, zum nächsten Artikel weiterzublättern.)

Wenn Lehrende über Studierende urteilen (und andersherum ist es meiner Erfahrung nach genauso), wird oftmals ein zäher Brei aus Pauschalierungen („Der Studierende an sich...“) und Attributionsfehlern („... ist gemeinhin unfähig“) angerührt und mit einem Schuss social proof gewürzt (bestätigendes Nicken, bestätigende Anekdoten). Durch ihre induktiv gewonnenen Erkenntnisse meinen Dozenten einiges über ihre Schützlinge zu wissen – was in scharfem Kontrast dazu steht, dass es sozialwissenschaftlich gesehen recht wenig Belastbares über die zahlreichen Varianten gibt, wie die Kommilitoninnen aktuell tatsächlich studieren. Sicher, es gibt Studierende, die Texte abgeben, deren Lektüre zwar nicht ganz den Tatbestand der Körperverletzung erfüllt, mindestens aber der Verschwendung von Lebenszeit. Aus soziologischer Sicht macht es sich jedoch jeder Versuch, das Problem schlechter Texte direkt und einseitig ‚den Studierenden‘ zuzurechnen, zu leicht – auch wenn er wie im Falle Zimmermanns exzellent geschrieben ist. Denn der Prozess, wie es zu einem Ergebnis gekommen ist, verschwindet dabei voreilig hinter der Person der jeweiligen Autorin, die nicht umhin kommt, sich zu dem Ergebnis bekennen zu müssen. Ihr Name steht schließlich auf dem Deckblatt.

Die Disziplin zieht Themen an wie Glühlampen die Mücken, „always acquiring them, seldom losing them“.

Legt man dagegen das Augenmerk auf den Prozess selbst, erschließen sich ganz andere Möglichkeiten, um die Produktion schlechter Studienarbeiten zu begreifen. Ich möchte an dieser Stelle eine These wagen, für die ich meine, auch Dank der Berichte von Kolleginnen, einige Evidenz zu haben. Eine zentrale Bedingung der Möglichkeit, dass ein prüfungsrelevanter Text total in die Hose geht, liegt darin, dass die Themenfindung nicht konsequent mit der Formulierung einer sowohl orientierenden als auch motivierenden Fragestellung abgeschlossen wird. Während ‚orientierend‘ dabei meint, dass der Autor einigermaßen Klarheit darüber gewonnen hat, welche Problemstellung er in einer bestimmten Frist, in einem begrenzten Zeichenumfang und vor allem mit knappen mentalen und körperlichen Ressourcen be-

arbeitet, bezieht sich ‚motivierend‘ darauf, dass der Autor sich zumindest für die Bearbeitungsphase in einem Zustand befindet, in dem er Spaß daran hat, auf ein eigenes Argument zu der gewählten Frage hinzuarbeiten. Bewusst scharf formuliert heißt das: Scheitert die angemessene Zuspitzung einer Fragestellung, kann man die Sache gleich vergessen – nicht zu verwechseln damit, dass sich die Fragestellung während des Schreibens durchaus noch verändern kann. „Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Forscher erst weiß, was er untersucht, wenn er es erforscht hat“, wie Gregory Bateson schreibt. Doch ohne eine hinreichend konkrete Fragestellung kann die Reise erst gar nicht beginnen. Die Crux ist bekanntermaßen, dass das Studium der Soziologie, was das Suchen und Finden von Themen angeht, besonders anspruchsvoll ist. Zum einen müssen hier im Vergleich zu vielen anderen Studiengängen häufig Texte geschrieben werden. Zum anderen besteht in der Regel und weitgehend unabhängig von einzelnen Lehrenden die Erwartung, dass die Studierenden eigenständig Problemstellungen entwickeln. Soziologie zu studieren ist gerade in diesen Punkten reichlich riskant. Und es ist vermutlich nicht übertrieben zu behaupten, dass gerade diejenigen Kommilitonen ein erfolgreiches Studium absolvieren, denen es gelingt, Fragen zu ‚bringen‘, die sowohl den Geschmack ihrer Betreuerinnen finden, als auch so zugeschnitten sind, dass sie überhaupt im Rahmen der genannten Restriktionen bearbeitet werden können.

Ebenfalls ist es nicht übertrieben zu behaupten, dass unter vielen Studierenden der Soziologie erhebliche Unsi-

cherheit darüber herrscht, was sich überhaupt als Thema eignet. Ihnen hilft es vielleicht erstmal recht wenig, wenn ich hier schreibe: Eure Themen liegen auf der Straße! Und trotzdem schreibe ich es hier. Andrew Abbott hat das vor einigen Jahren mal auf die Formel gebracht, dass die Soziologie nicht besonders gut darin sei, sich nicht um ein Thema zu kümmern. Die Disziplin zieht Themen an wie Glühlampen die Mücken, „always acquiring them, seldom losing them“. Diesen Mangel an Selektivität mag mancher als Problem sehen. Aus studentischer Sicht liegt darin gleichwohl ein erheblicher Vorteil. Die Themenfindung kann so ohne Weiteres am eigenen Alltag ansetzen! Die Nutzung von Fahrstühlen, die Mitarbeit in Parteigremien, der Aushilfsjob am Fließband oder die letzte Kreuzfahrt – alle Beobachtungen, die hier gemacht werden, können zu Ausgangspunkten eigener Analysen werden. Der Call for Papers dieser sozusagen-Ausgabe macht es eindrücklich vor. Die Vorschläge „Wie beeinflusst das Internet unseren Alltag?“, „Warum zahlt man eigentlich freiwillig Trinkgeld?“, „Wie sähe eine Soziologie des Bahnfahrens aus?“ sind samt und sonders Fragen, die an Alltagserfahrungen anschließen.

Ein Gespräch mit einer Studierenden hat mir jüngst allerdings auch noch einmal verdeutlicht, warum es vielleicht tatsächlich wenig hilft, sich hier hinzustellen und die Ausbeutung eigener Alltagserfahrungen zu propagieren. Um im Bild zu bleiben: Dass die Themen auf der Straße liegen, ist das eine. Sie tatsächlich einzusammeln, das andere. Besagte Studierende fragte ich, warum sie sich denn für Organisationssoziologie interessiere. Sie interessierte sich gar nicht so richtig dafür, müsse aber irgendetwas belegen, antwortete sie überraschend offen. Stirnrunzeln meinerseits. Ob sie denn selbst ‚Organisationserfahrung‘ habe? Nein, gar nicht, meinte sie, ohne allerdings zu bedenken, dass sie seit einigen Semestern in einer Einrichtung, die man durchaus für eine Organisation halten könnte, eingeschrieben ist. Um es abzukürzen: Schließlich stellte sich heraus, dass sie unentgeltlich im Betrieb ihrer Eltern mitarbeitete. Über die Besonderheiten und Probleme von Familienunternehmen schreibt sie jetzt übrigens eine Hausarbeit. Für sie war allerdings überhaupt nicht klar, dass sie ihr Studium in dieser Weise mit ihrem Alltag verknüpfen kann und zögerte anfänglich auch eher. Diese Verknüpfung herzustellen scheint tatsächlich eine Hürde zu sein, um ein Thema, das vor einem liegt, auch tatsächlich einzusammeln.

Eine zweite Hürde ist wesentlich höher. Das Ziel dieser Ausgabe sei es, alltägliche Dinge, die uns oft selbstverständlich erscheinen, aus einem soziologischen Blickwinkel zu betrachten und Alltagsnormen sowie Routinen zu hinterfragen, heißt es im sozusagen-Call. Ja, genau! Aber darin liegt ja gerade die Schwierigkeit. Ziel ist ja keine alltägliche Betrachtung des eigenen Alltags, kein Alltagsalltag. Das kann man abends in der Kneipe machen. Ziel ist vielmehr eine soziologische Betrachtung, Alltagssoziologie. Es kommt daher auf die Art des Fragens an. Denn die Soziologie ist, Abbott deutet es an, nicht über einen bestimmten Gegenstandsbereich definiert. Soziologie ist eine besondere Form des Fragens, nämlich danach, wie

ein sozialer Vorgang X funktioniert, ein soziales Ereignis Y entsteht oder sich ein sozialer Zustand Z reproduziert. Getrieben sind diese Fragen dabei nicht primär dadurch, X, Y oder Z zu beurteilen. Vielmehr geht es darum, X, Y oder Z schärfentief zu beschreiben, zu verstehen oder zu erklären.

Themen tatsächlich einzusammeln ist in dieser Sicht harte Arbeit, nämlich die Arbeit an Fragen, die zur Voraussetzung haben, sich ‚erstaunen‘ zu können. „Die Fähigkeit des Erstaunens über den Gang der Welt“, so betonte bereits Max Weber, „ist Voraussetzung der Möglichkeit des Fragens nach ihrem Sinn“. Man muss sich folglich über soziale Vorgänge, die man erlebt, über die man hört oder liest, wundern können, um soziologisch zu fragen und vermeintliche Selbstverständlichkeiten ‚aufzuknacken‘. Dann gelingt es auch, diese zweite Hürde zu überspringen. Die Voraussetzung ist eine gewisse empirische Naivität, wie es mein Kollege Sven Kette einmal treffend formulierte.

Diego Gambetta hat besonders klare Vorstellungen davon, was eine soziologische Frage ist. In einer „puzzle bank“ hat er ‚empirische Rätsel‘ gesammelt, mit denen er selbst Kurse gestaltet, um soziologisches Fragen zu lehren. „A puzzle is not just a general topic... It is a correlation which defies the expectations of common sense or the predictions of some theory.“ Er schlägt somit zwei alternative Wege vor, um sich zu erstaunen: Misstrauen dem Alltagswissen! Bürste gängige Theorien und Thesen gegen den Strich! Jeder Person, die noch auf der Suche nach der eigenen zugleich orientierenden und motivierenden soziologischen Frage ist und dafür Vorbilder sucht, sei die Zusammenstellung der Rätsel wärmstens empfohlen.² Allein das Lesen der Beispiele macht Spaß: Wie lässt sich zum Beispiel erklären, dass in China einige Menschen auf Beerdigungen strippen? ■

[1] Meiner Kollegin Hannah Mormann danke ich zum einen sehr für Ihre behutsame Kommentierung des Texts, zum anderen für die Hinweise auf die Originalzitate von Gregory Bateson und Max Weber.

[2] Die „puzzle bank“ ist auf Gambettas Homepage frei verfügbar: <http://www.nuffield.ox.ac.uk/general/members/gambetta.aspx> (abgerufen am 16.02.2012).

über den Autor:

Thomas Hoebel ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsbereich Organisationen der Fakultät für Soziologie. Zusammen mit seinen Kollegen Hannah Mormann und Sven Kette hat er jüngst einen Katalog an organisatorischen Fragen formuliert, der Bachelorstudierenden bei der Vorbereitung ihrer Bachelorarbeit unterstützen soll. Der Text ist – wie auch zahlreiche andere Hilfestellungen für Studierende – auf den Internetseiten des Arbeitsbereichs Organisationen abrufbar.

MEIN THEMA LAG IN DER STRAßENBAHN

Die Themen liegen tatsächlich auf der Straße - in meinem Fall wenigstens. Genauer gesagt: In der Straßenbahn. Im folgenden Artikel möchte ich versuchen, die Entwicklung eines soziologischen Gedankens/Textes anhand meines Essays über die Funktion der Uniform bei der Fahrkartenkontrolle nachzuzeichnen.

Als ich eines Montag abends, so um halb 8, endlich von der Uni nach Hause durfte, war ich gerade auf der Suche nach einem Thema für meinen Essay für „Grundbegriffe der Soziologie“. In „Techniken wissenschaftlichen Arbeitens“ haben wir darüber gesprochen, wie man ein Essay am besten gliedert und so grübelte ich in der Straßenbahn noch vor mich hin, als ich bemerkte, wie ein Kommilitone neben mir sich irritiert umdrehte. Im Gang standen zwei normal gekleidete Männer, nicht viel älter als wir, und forderten uns auf, unsere Fahrkarten vorzuzeigen. Mit ausgestreckten Armen hielten sie uns ihre Ausweise hin, fast wie ein Schutzschild gegen den irritierten Blick meines Kommilitonen: Es handelte sich offensichtlich um Fahrkartenkontrolleure in zivil. Aus diesem Moment der Irritation gewann ich mein Thema, dem ich später den klangvollen Namen „Kleider machen Leute. Uniformen machen Fahrkartenkontrolleure? Die Funktion der Uniform bei der Fahrkartenkontrolle.“ gab.

Diese Irritation war ein besonderer Glücksfall, denn ohne sie hätte ich gar nicht bemerkt, dass da ein Thema „auf der Straße“ liegt, wie Thomas Hoebel in seinem Artikel in dieser **sozusagen** schreibt. Die Themenfindung kann eben nicht *ohne Weiteres* am eigenen Alltag ansetzen. Um sich der sozialen Mechanismen im Alltag bewusst zu werden, bedarf es erst so einer Irritation. Unser Alltag geht aber in der Regel irritationsfrei vonstatten, deshalb bedarf es manchmal einer Methode um sich künstlich zu irritieren. Ich habe eine solche Methode in Luhmanns Text „Der neue Chef“ gefunden. Dort schreibt er: „Jede soziale Ordnung kann funktional analysiert werden, wenn man ihre Stabilität als problematisch ansieht.“ (Luhmann 1962:12)

Diesen Trick habe ich dann auf die Fahrkartenkontrolle mit Uniform (die ja eigentlich reibungslos abläuft) angewandt: *Zwei einander unbekannte Personen A und B treffen sich in der Bahn. A fordert B auf, seine Fahrkarte vorzuzeigen und mehr noch: Wenn B nicht die richtige Fahrkarte vorzeigen kann, verlangt A von B, Strafgeld zu zahlen (obwohl A selbst keine Fahrkarte hat!) und B erfüllt alle Forderungen A's.* So beschrieben ist das tatsächlich eine Situation mit Irritationspotential: Mit welchem Recht fordert A und wieso wehrt sich B nicht gegen A's unverschämte Forderungen?

Um die Stabilität der Situation zu erklären muss man dieses Gerüst wieder mit Informationen füllen: Die Perso-

nen A und B befinden sich in verschiedenen sozialen Positionen. A ist ein Fahrkartenkontrolleur, B ein Fahrgast. Als Fahrkartenkontrolleur ist A Mitglied einer Organisation, die sein Verhalten formal vorschreibt, d.h. bei Zuwiderhandlung verliert er vielleicht seinen Job. Er hat also gute Gründe erwartungsgemäß zu handeln und die Ordnung der Fahrkartenkontrolle nicht zu gefährden. Auch für den Fahrgast ergeben sich aus der Tatsache, dass A eine Organisation vertritt, gute Gründe erwartungsgemäß zu handeln:

Wenn ein Jugendlicher von einem anderen Fahrgast darauf aufmerksam gemacht wird, dass er doch bitte seine Füße nicht auf die Sitze legen soll, hört man manchmal als Antwort: „Gehört ihnen etwa die Bahn?“. Dem Fahrkartenkontrolleur könnte er so nicht antworten. Zwar gehört auch ihm die Bahn nicht, aber er handelt im Namen der Organisation, der die Bahn tatsächlich gehört. Seine Forderung ist insofern legitim, als die Forderung der Organisation legitim ist. Lehnt man die Forderung der Organisation als illegitim ab, begibt man sich in eine moralisch bedenkliche Situation: Einerseits nutzt man die Vorteile der Organisation, andererseits will man die Nachteile nicht tragen und lebt davon, dass alle anderen Fahrgäste bezahlen.¹ Die Stabilität der Situation lässt sich also dadurch erklären, dass A (der Kontrolleur) eine Organisation vertritt, die B (dem Kontrollierten) dafür etwas bietet, an dem B ein Interesse hat, für das er die Kontrolle in Kauf nimmt, nämlich die Möglichkeit mit der Bahn zu fahren.

Jetzt zu meinem eigentlichen Thema: Welche Funktion haben Uniformen in dieser Ordnung? Was tragen sie dazu bei, die beschriebene Ordnung zu stabilisieren? Die Uniform der Fahrkartenkontrolleure hat keine primär praktische Funktion, wie etwa die Uniform eines Bauarbeiters (z.B. ein gelber Helm für Schutz und gute Sichtbarkeit), sondern in erster Linie symbolische Funktion. Sie zeigt einerseits die Zugehörigkeit des Uniformierten zur Organisation durch Symbole und Schriftzüge an, z.B. das Logo der Organisation, und andererseits grenzt sie die Kontrolleure von der Gruppe der Fahrgäste optisch ab, dadurch, dass sie uniformiert sind und die Gruppe der Fahrgäste dagegen ziemlich heterogen gekleidet sind. Die Uniform erfüllt also vor allem die Funktion, den Kontrolleur als Mitglied der Organisation zu identifizieren und seine Handlung damit zu legitimieren.²

Einige werden sich vielleicht an dieser Stelle daran erinnern, dass es auch Fahrkartenkontrolleure in zivil gibt. Die Kontrolle durch solche nicht-uniformierten Kontrolleure ist natürlich nicht illegitim – schließlich sind sie auch Mitglied der Organisation. Die Frage lautet vielmehr: Wie lassen sie sich von den Kontrollierten identifizieren?

Wie meine einleitende Geschichte schon nahe legt, ist das funktionale Äquivalent zur Uniform der Ausweis. Er kann aber nicht alle Funktionen der Uniform erfüllen: Ein Ausweis kann eine Uniform zwar formal ersetzen, aber

der erste (irreführende) Hinweis auf die *Position* ist die Alltagskleidung. Man ist zumindest kurz irritiert, wenn man in der Bahn von einem vermeintlichen anderen Fahrgast aufgefordert wird, seine Fahrkarte vorzuzeigen und erst auf den zweiten Blick den Ausweis bemerkt. Selbst dann muss man noch genau hinschauen um zu erkennen, ob es sich um einen Fahrkartenkontrolleur, einen Polizisten in zivil oder einen anderen Fahrgast, der sich einen Scherz erlaubt, handelt.³

Der Moment der Irritation des Kontrollierten verunsichert natürlich auch den Kontrolleur: Er merkt, dass sein Gegenüber die Situation nicht identifizieren kann und deshalb nicht weiß, was von ihm erwartet wird, deshalb weiß der Kontrolleur auch nicht was er tun wird. Die Stabilität, dass „zuverlässig wechselseitige Verhaltenserwartungen durchweg erfüllt werden“ (Luhmann 1962:12) ist nicht mehr unmittelbar gegeben. Das wirkt umso schlimmer, da dem Kontrolleur mit der Uniform auch „die Sicherheit, im Einklang mit dem Kollektiv zu handeln“ (Hillringhaus 2006:214) ein Stück weit genommen ist, da er sich immer wieder dazu überwinden muss, Momente der Irritation zu schaffen.

Das klingt wahrscheinlich dramatischer als es in Wirklichkeit ist, da die Unsicherheit nur wenige Sekunden andauert und bei wachsender Erfahrung der Fahrgäste mit Kontrolleuren in zivil vermutlich gegen Null geht. Gleichwohl hat man tatsächlich den Eindruck, die Kontrolleure in Alltagskleidung wären sich ihrer Sache weniger sicher als ihre uniformierten Kollegen.

Mit dieser Analyse ist das Thema Uniform und Fahrkartenkontrolle natürlich noch lange nicht ausgeschöpft. Andrew Abbots Vorwurf, die Soziologie sei nicht besonders gut darin „sich um ein Thema zu kümmern“ lässt sich auch an meinem Essay beispielhaft belegen. Zumal bei den Grundbegriffe-Essays strenge formale Standards herrschen: Wer die maximale Wörterzahl auch nur um ein Wort überschreitet, wird erbarmungslos mit einer schlechteren Note bestraft.

Gerne hätte ich noch eine Eigenschaft untersucht, die Michael Grothe-Hammer in seinem Artikel zum „Bossanova Effekt“ in dieser **sozusagen** am Alkoholkonsum feststellt, und die ich auch bei Uniformen zu entdecken glaube: die Trennung von Akteur und Person. Ich habe den Eindruck, ich schreibe das gemeine Verhalten, von anderen Menschen Strafgeld zu verlangen, im Fall eines uniformierten Kontrolleurs eher der raffgierigen Organisation zu, im Falle des Kontrolleurs in zivil eher der Per-



Hier liegen die Themen: Die Bielefelder Stadtbahn

son des Kontrolleurs, der seine Position missbraucht um sadistische Fantasien auszuleben...

Falls also noch jemand ein Thema für sein nächstes Essay braucht: Aus der Fahrkartenkontrolle lässt sich sicher noch das ein oder andere Thema gewinnen.

Arne Kramer-Sunderbrink

Literatur:

■ Großkraumbach, Insa: *Der doppelt beschriebene Körper. Die Uniform als zweite Haut des ländlichen Polizeidieners im frühen 19. Jahrhundert*, in: Haas, Stefan/Hackspiel-Mikosch, Elisabeth (Hg.): *Die zivile Uniform als symbolische Kommunikation*. München: Steiner 2006, S.149-160

■ Hillringhaus, Alexandra: *Propaganda und Provokation. Politische Uniformen in Deutschland zwischen den Weltkriegen*, in: Haas, Stefan/Hackspiel-Mikosch, Elisabeth (Hg.): *Die zivile Uniform als symbolische Kommunikation*. München: Steiner 2006, S.209-226

■ Luhmann, Niklas: *Der neue Chef*, in: *Verwaltungsarchiv* 53. 1962. S. 11 - 24

[1] Diese Einstellung ist zwar ökonomisch nachvollziehbar, lässt sich aber öffentlich nicht verteidigen. Siehe dazu zum Beispiel Kurt Bayertz 2004: *Warum überhaupt moralisch sein?* S.144 f. und 244

[2] Schon der deutsche Politiker Gustav Zimmermann schrieb 1849 über die ersten Polizeiuniformen, die Uniform bilde „das gesetzliche äußere Merkmal [...], ohne welches der Bürger den staatlichen Charakter und die beigelegte öffentliche Gewalt nicht zu erkennen vermag“ (Zimmermann, Gustav: *Die deutsche Polizei im neunzehnten Jahrhundert*, Bd. 3: *Über die Organisation der Polizei nach dem reformierten Zuschnitt*, Hannover: Schlüter 1849, zit. nach Großkraumbach 2006: 154)

[3] Wer auf solche Scherze hereinfällt, hat scheinbar schon eine Routine des Gehorsams gegenüber Kontrolleuren in zivil entwickelt.

WARUM DAS MINDESTHALTBARKEITSDATUM LEBENSMITTELVERSCHWENDUNG FÖRDERT

In Deutschland werden jährlich elf Millionen Tonnen Lebensmittel weggeworfen, das sind 81,6 Kilogramm pro Kopf im Wert von durchschnittlich 235 Euro. Knapp die Hälfte davon gelten als vermeidbare, d.h. uneingeschränkt genießbare, weitere 18 Prozent als teilweise vermeidbare Abfälle, die aufgrund unterschiedlicher Essgewohnheiten anfallen oder wenn die Augen wieder größer waren als der Magen. Den größten Anteil an der Vernichtung dieser Lebensmittel haben mit 61 Prozent die Privathaushalte. Während Obst und Gemüse mit fast 45 Prozent den Hauptanteil dieser privat anfallenden „Abfälle“ ausmachen, setzt sich der Rest aus Getränken, Milchprodukten und anderen Dingen zusammen, die mit einem Mindesthaltbarkeitsdatum versehen sind.

Diese ganzen Zahlen – veröffentlicht in einer vom Bundesverbraucherministerium geförderten Studie der Universität Stuttgart¹ – haben offenbar mächtig Eindruck hinterlassen bei Bundesverbraucherministerin Ilse Aigner. „Wir müssen uns den Wert von Lebensmitteln immer wieder neu ins Bewusstsein rufen. Dazu zählt, dass man es vermeidet, Lebensmittel wegzuerwerfen und mehr einzukaufen als man tatsächlich benötigt.“ So lässt sie sich auf der Homepage ihres Ministeriums zitieren. Dieses Bewusstsein über den Wert von Lebensmitteln versucht Frau Aigner durch eine große Aufklärungskampagne zu erreichen. Dabei sollen die Verbraucher via Handzettel in ihren Supermärkten darüber informiert werden, dass es Sinn hat, nur so viel einzukaufen, wie man auch verzehren kann und will und dass ein Mindesthaltbarkeitsdatum von einem Verfallsdatum zu unterscheiden ist. Doch woran liegt es eigentlich, dass die Menschen so viele einwandfreie Lebensmittel einfach wegwerfen? Viele KommentatorInnen identifizieren wie Frau Aigner das Mindesthaltbarkeitsdatum als Problem – richtig so! Doch was steckt dahinter?

Gerade im Bereich Ernährung entsteht leicht Unsicherheit bei Verbrauchern, denn der Verzehr von Nahrungsmitteln ist zwar lebensnotwendig, birgt jedoch auch (vermeintliche) Gefahren für Leib und Leben – so jedenfalls die Lehre aus den in auffälliger Regelmäßigkeit auftretenden und medial inszenierten Lebensmittelskandalen. Um uns vor solchen Bedrohungen aus dem Joghurtbecher zu schützen, können wir entweder auf ökologische Selbstversorgung setzen, oder wir vertrauen auf inzwischen wohl etablierte, in allen Farben



und Formen auftauchende Symbole: Gütesiegel, Mindesthaltbarkeits- und Verfallsdaten. Diese Symbole sagen uns in schöner Einfachheit und Eindeutigkeit: „Das kannst du (noch) essen/trinken“ oder eben: „Davon lässt du besser die Finger“.

Ein „Sorry Leute, war gar nicht so ernst gemeint!“ wird wohl nicht davon überzeugen, die von den Verbraucherschützern so mühsam errungene Entscheidungssicherheit vor dem Kühlschrank aufzugeben.

Doch solche Symbole sind die pointierten Ergebnisse aufwändiger Herstellungsprozesse. Um sie festzulegen und zu vergeben werden gesetzliche Vorgaben, wissenschaftliche Messungen und was sonst noch alles bemüht. Mit anderen Worten könnte man ein Mindesthaltbarkeitsdatum auch bezeichnen als eine „Kompaktkommunikation“, die mindestens implizit auch ihre Gründe, ihre Berechtigung, ihren Arbeitsaufwand mit kommuniziert, aber im weiteren Kommunikationsprozess nur als Entscheidung in einem spezifizierten Alternativenkontext weiterbehandelt werden kann: als eine Entscheidung für dies und gegen das.“² Gemeint ist, dass die komplexe, für den Laien ohnehin undurchsichtige Herstellung des Mindesthaltbarkeitsdatum in der Praxis, d.h. bei der Entscheidung den „ollen“ Joghurt noch zu essen oder dem Mülleimer anzuvertrauen, ausgeblendet wird: Bis zum angegebenen Datum wird gegessen, danach entsorgt. Die Aussagekraft dieser Angabe wird dabei systematisch überschätzt, um die eigene, anschließende Entscheidung (verzehren/entsorgen) zu erleichtern.

Niklas Luhmann nennt dies „Unsicherheitsabsorption“³ und genau das dürfte auch die Intention der Macher und Befürworter des Mindesthaltbarkeitsdatums sein. Im-



Joghurt: Noch gut oder schon 'oll'?

merhin wurde das Mindesthaltbarkeitsdatum ja zum Schutze des Verbrauchers vor möglicherweise unsicheren Lebensmitteln eingeführt. Und wer die Verbraucher schützen will, der macht sich auch seine Gedanken darüber, wie man das anstellen könnte. Theoretisch ausgedrückt, geht der Mitteilung einer Information die Entscheidung darüber voraus, was (bzw. wie viel) und wie mitgeteilt werden soll. Bei dieser Entscheidung gilt es natürlich auch zu bedenken, was wäre, wenn die Information nicht oder anders mitgeteilt werden würde.⁴ Immerhin sind diese Entscheidungen entscheidend dafür, wie viel Unsicherheit an die nächste Entscheidung weitergereicht wird und somit auch, wie (weit) man die anschließende Entscheidung dirigieren kann. Wer sich also für die Angabe: „mindestens haltbar bis: xx.xx.xxxx“ auf Lebensmittelverpackungen entscheidet, der dürfte sich dessen bewusst sein, dass Verbraucher sich nicht lange überlegen und prüfen, ob ein Joghurt noch verzehrtauglich ist, sondern entsprechend dem angegebenen Datum entscheiden „heute lecker, morgen Müll“.

Es ist nun doch eher fraglich, wie viel Erfolg Frau Aigner da mit ihrer gut gemeinten und vorbildlich kostengünstigen Aufklärungsaktion haben wird. Der gemeine Verbraucher ist doch auch nur ein Gewohnheitstier und ein „Sorry Leute, war gar nicht so ernst gemeint!“ wird ihn wohl nicht davon überzeugen, die von den Verbraucherschützern so mühsam errungene Entscheidungssicher-

heit vor dem Kühl- und Vorratsschrank aufzugeben und zukünftig wieder selbst die Verzehrrtauglichkeit von Lebensmitteln mit Nase, Augen und dem feinen Gaumen zu prüfen.

Was also tun? Natürlich ist Aufklärung und Erziehung eine Möglichkeit, doch mit ein paar Kartons voll Flyer wird man das wohl nicht und schon gar nicht kurzfristig oder mittelfristig erreichen.

Tatsächlich könnte man uns Verbraucher aber trotzdem über den Wert von Lebensmitteln bekommen, nämlich über den finanziellen Wert – immerhin schmeißt auch niemand sein Auto weg, nur weil der TÜV abgelaufen ist. Oder aber, man beraubt uns unserer konstruierten Sicherheit und zwingt uns so wieder selbst etwas Verantwortung zu übernehmen.

Frederic Neuss

[1] http://www.bmelv.de/SharedDocs/Downloads/Ernaehrung/WvL/Studie_Lebensmittelabfaelle_Kurzfassung.pdf?__blob=publicationFile

[2] Niklas Luhmann, 2011: *Organisation und Entscheidung*. Wiesbaden VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 185.

[3] a.a.O. S. 183ff.

[4] Vgl. a.a.O., S. 189f.

EUROPA: IN VIELFALT GEEINT?!

Einer Studie zur „Wahrnehmung und Akzeptanz religiöser Vielfalt“ zufolge, die in mehreren europäischen Ländern durchgeführt wurde, hat Deutschland im europäischen Vergleich ein schlechtes Ergebnis erzielt. Der Islam wird als eine Bedrohung wahrgenommen, was sich wiederum auf die Haltung den Muslimen gegenüber auswirkt. Diese Einstellung ist jedoch mit Vorurteilen und Stereotypen behaftet, die ernsthafte soziale Probleme und eine Gefährdung des gesellschaftlichen Friedens nach sich ziehen.

Unter der Leitung des Religionssoziologen Prof. Dr. Detlef Pollack ist – kurz vor der Sarrazin-Debatte – im Sommer 2010 eine Studie zur „Wahrnehmung und Akzeptanz religiöser Vielfalt“ durchgeführt worden. Im Rahmen des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ sind je 1.000 Menschen in Ost- und Westdeutschland, Frankreich, Dänemark, Portugal und den Niederlanden hierzu befragt worden. Im Vordergrund standen sowohl die Sicht der Befragten zur westlichen und muslimischen Welt, als auch ihr Verhältnis zu christlichen Fundamenten und die Wahrnehmung des Fremden als Bedrohung.

Aus den erhobenen Daten lässt sich Folgendes festhalten: Auf die Frage wie die persönliche Haltung zu den Mitgliedern des Islams ist, haben die Befragten aus Ostdeutschland zu 62 Prozent mit „eher“ bzw. „sehr negativ“ geantwortet. In Westdeutschland sind es knapp 58 Prozent der Befragten. Der Durchschnitt in den Ländern Dänemark, Frankreich, Niederlande und Portugal liegt bei ca. 35 Prozent. Im Weiteren wurden sie befragt, woran sie beim Stichwort Islam dächten. Dem Stichwort „Benachteiligung der Frau“ stimmten 81 Prozent der Ostdeutschen und 82 Prozent der Westdeutschen zu. In Dänemark (86 Prozent) und in den Niederlanden (80 Prozent) sieht es ähnlich aus. Die Befragten aus Frankreich stimmten zu 68 Prozent zu und liegen somit unter dem Durchschnitt der restlichen Länder. Bei dem Stichwort „Fanatismus“ gab es in Ostdeutschland 70 Prozent und in Westdeutschland 72 Prozent Zustimmung. Außerdem halten 67 Prozent der Ostdeutschen und 60 Prozent der Westdeutschen den Muslimen eine hohe Gewaltbereitschaft vor. Zustimmung zu Stichworten wie „Friedfertigkeit“, „Toleranz“, „Achtung der Menschenrechte“ und „Solidarität“ liegt in den neuen und in den alten Bundesländern unter zehn Prozent. In den anderen Ländern steigen die Werte bis zu 45 Prozent. Daraus lässt sich folgern, dass das Bild der deutschen Bevölkerung über den Islam von Vorurteilen und stereotypischen Erscheinungen der Muslime geprägt ist. Dabei ist die Rolle der Medien durchaus nicht unbedeutend. Aber auch der geringe Kontakt zu Muslimen trägt dazu bei, dass Vorurteile leicht übernommen und nicht hinterfragt werden. Denn die Studie zeigt ebenfalls, dass nur 40 Prozent der Befragten in Westdeutschland und ca. 16 Prozent der Befragten in Ostdeutschland „sehr viel“ bzw. „etwas“ Kontakt zu Muslimen haben. Mehrheitlich haben die Be-



fragten jedoch mit „etwas“ Kontakt geantwortet. In Dänemark liegt der Wert bei fast 60 Prozent, in den Niederlanden etwas über 50 Prozent und in Frankreich bei etwa 65 Prozent. Diese Ergebnisse spiegeln sich auch im Gesamtbild der Länder zum Thema Islam wider. Frankreich hat unter den untersuchten Ländern das positivere Islambild aufgewiesen. Dies deutet darauf hin, dass je höher der Kontakt zu Muslimen, desto positiver auch das Verhältnis zu ihnen ist.

Aus der Studie ist weiterhin ersichtlich geworden, welchen Einfluss Vorurteile und stereotype Zuschreibungen auf die Einstellung bzw. Haltung einer Mehrheitsgesellschaft gegenüber einer Minderheit haben können. Nun scheint es an dieser Stelle sinnvoll und interessant zu schauen, welche Funktionen Vorurteile in der Mehrheitsgesellschaft erfüllen und welche Folgen sich daraus ergeben. Dabei bietet die Studie „Die Abwertung der Anderen“ von Prof. Dr. Andreas Zick, Dr. Beate Küpper und Andreas Hövemann eine Antwort, die hier kurz zur Veranschaulichung dargestellt werden soll. Vorurteile haben den Autoren zufolge v.a. sozialpsychologische Funktionen und erfüllen in der Gesellschaft sowohl soziale, als auch individuelle Zwecke.

Es gibt fünf soziale Funktionen von Vorurteilen:

1. Die Entstehung eines Kollektivgefühls. Durch die Abgrenzung zum „Anderen“ wird eine soziale Identität erzeugt und das „Wir“ wird gestärkt. Deshalb werden Minderheiten abgewertet und mitunter als gefährlich dargestellt. Darauf baut auch oftmals politische Propaganda populistischer Natur auf.
2. Die Steigerung des Selbstwertgefühls. Dieser Punkt ist stark mit dem ersten verbunden. Durch die Abwertung des anderen, gewinnt das eigene an Wert.
3. Die Aufrechterhaltung und Legitimation sozialer Hierarchien. Dadurch werden soziale Ungleichgewichte in der Gesellschaft begründet und gerechtfertigt.
4. Ersatz von „Wissen“ und Schaffung von „Orientierung“. Sie machen gesellschaftliche Zusammenhänge

verständlich und bieten einen Bezugsrahmen. Insbesondere in Krisensituationen, wie Finanzkrisen und Naturkatastrophen werden sie als Erklärung genutzt. So werden Fakten ersetzt und Stereotypen geschaffen. Dementsprechend werden die Opfer von der Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen. Medienmacher bedienen sich dessen in ihren Berichten und verbreiten diese über vielfältige Kanäle weiter.

5. Lenkung von Vertrauen und Misstrauen. Vorurteile und verbreitetes Gedankengut geben den Menschen vor, wem vertraut werden kann und wem nicht.

Was sind nun die individuellen und gesellschaftlichen Folgen von Vorurteilen für die Opfer? Das Thomas'sche Theorem besagt: „Wenn die Menschen Situationen als real definieren, sind sie in ihren Konsequenzen real.“ Die Beispiele dafür in der Vergangenheit sind u.a. die Hexenverbrennungen im Mittelalter und der nationalsozialistische Massenmord an den Juden, den Sinti und Roma sowie anderer stigmatisierter Menschen und Bevölkerungsgruppen. In der Gegenwart sind es beispielsweise antimuslimische Hasstaten wie an der schwangeren Marwa Al-Sharbini begangen oder etwa die Nazimorde der NSU an acht türkischen sowie einem griechischen Ladenbesitzer und einer deutschen Polizistin. Vorurteile werden als Einstellungen betrachtet und als Weltbilder gefestigt. Diese haben Einflüsse auf die Handlungen und führen zu Diskriminierungen und zu der Rechtfertigung von Gewalt. Je mehr Vorurteile Anklang finden, desto mehr steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie Gewaltakte und Ausgrenzung auslösen, die auch als berechtigt betrachtet werden. Bei den Opfern entsteht ein Gefühl des Bedroht-Seins. Um dagegen ankämpfen zu können oder dem zu entgehen, verhalten sich die Opfer in einigen Fällen entsprechend der Klischeevorstellungen, wodurch sich diese in der Wirklichkeit als self-fulfilling prophecy bewahrheiten und als Teufelskreis eine sukzessive Verschärfung der Situation auf allen Seiten hervorrufen. Somit werden auf dem Nährboden der Vorurteile und Klischees Weltbilder und Realitäten geschaffen.

Weiterhin wurde in der Studie Pollacks die Frage gestellt, ob alle Religionen respektiert werden sollten. Dem stimmten die Westdeutschen zu 80 Prozent und die Ostdeutschen zu 75 Prozent zu. Die Glaubensfreiheit befürworteten knapp 94 Prozent der Westdeutschen und 87 Prozent der Ostdeutschen. Die Frage, ob alle religiösen Gruppen gleiche Rechte haben sollten, wurde jedoch paradoxerweise von den Befragten in Westdeutschland nur zu 48 Prozent bejaht und in Ostdeutschland zu 53 Prozent. Dementsprechend befürworteten 42 Prozent der Westdeutschen und 55 Prozent der Ostdeutschen die starke Einschränkung der Ausübung des islamischen Glaubens. Fragen, die dabei sicherlich entstehen sind, ob die grundgesetzlich festgeschriebene Glaubens- und Religionsfreiheit der deutschen Bevölkerung nur für das Christentum konzipiert ist oder womöglich auch, ob der Islam nicht als gleichwertige Religionsgemeinschaft in Deutschland akzeptiert wird.

Hat Sarrazin dann doch das ausgesprochen, was sich jeder gedacht hat?

Feride Celik

Impressum

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin
der Fakultät für Soziologie
Ausgabe SoSe 2012
(erscheint einmal pro Semester)

Redaktion:

Alexander Engemann (V.i.S.d.P.)
Arne Kramer-Sunderbrink
Feride Celik
Finn-Rasmus Bull
Johanna Springhorn
Julia Beckmann
Lieselotte Hasselhoff
Lukas Daubner
Michael Grothe-Hammer
Rainald Manthe
Sophia Cramer

Layout-, Logo-, Covergestaltung:

Michael Grothe-Hammer

Finanzen und Werbung:

Alexander Engemann

Postanschrift:

Universität Bielefeld
Fachschaft Soziologie
sozusagen-Magazin
Postfach 100131
33501 Bielefeld

Druck:

Druckerei WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlweg 25/2-3, 71711 Murr

Auflage:

1500

Zuschriften und Kritik an:

sozusagen-bielefeld@gmx.de

Die sozusagen im Internet:

<http://sozusagenblog.wordpress.com/>

Dank an:

das StuPa der Universität Bielefeld
und allen anderen Mithelfern!

Der Inhalt der Beiträge muss nicht unbedingt die Meinung der Redaktion widerspiegeln, verantwortlich sind allein die Autoren/Fotografen/Künstler. Die Rechte der Beiträge liegen bei ihren jeweiligen Inhabern. Sollten durch Zitate, Abbildungen oder andere Darstellungen Urheberrechte oder Rechte Dritter verletzt werden, geschieht dies unbeabsichtigt. Für diesen Fall bitten wir um Mitteilung.

BUNTER BETON [!]

Das Chile Wandbild an der Uni Bielefeld scheint gerettet.

Ein Gastbeitrag von Paul Buckermann und Sebastian Lemme vom //re_vision Medienkollektiv

In einer Fußnote wird die frohe Botschaft verkündet. Zum Chile Wandbild am Audimax ist im Zentralorgan des Rektorats *H1* (01.2012) zu lesen, dass im Zuge des bevorstehenden Uni-Umbaus „die Wand 'eingehaust' – das heißt umhüllt und geschützt“ wird. Im 'Artikel' entsteht der Eindruck, die verantwortlichen Stellen der Universität wären selbst auf die Idee gekommen, das Bild sei erhaltenswert. Ausgeblendet bleibt jedoch die monatelange Kampagnenarbeit verschiedenster studentischer Aktivist_innen und der Chilegruppe Bielefeld, die gemeinsam für den Erhalt des Wandbildes gekämpft haben. Im Rahmen dieser Mobilisierung wurde im Dezember 2011 auch das 35jährige Bestehen des Kunstwerks gefeiert.¹ Für die Jubiläumsveranstaltung konnte Christian Müller, Kulturreferent des AstA, mit Boris Eichin sogar den kreativen Kopf hinter dem visuellen Konzept für eine Teilnahme gewinnen. Der mittlerweile wieder in Chile lebende Eichin erzählte vor knapp 300 Zuhörer_innen die bewegende Geschichte der Exilchilen_innen und der *Brigade Salvador Allende*.

Die Brigade Salvador Allende

Die Entstehungsgeschichte des Bildes kann als exemplarisch für die junge Universität Bielefeld und ihre politisierte Studierendenschaft angesehen werden. Im Dezember 1976 wurde die chilenische *Brigade Salvador Allende* vom AstA der Uni Bielefeld eingeladen. Zusammen wurde ein ca. 16 Meter langes und 4 Meter hohes Wandbild an die Front des Audimax gemalt. In einer Nacht wurde die Wand selbstorganisiert umgestaltet und konnte somit nicht mehr die vom Rektorat vorgesehene Funktion als zentrale Informationswand erfüllen. Das Bild thematisiert den reaktionären Putsch unter General Pinochet im September 1973 und den Freiheitskampf unter dem brutalen Regime. Gleichzeitig verweist es auf eine solidarische Zukunft, die trotz des Todes Salvador Allendes nicht aufgegeben werden sollte. Die Kunst-Brigade malte über hundert Bilder in der Bundesrepublik. In Bie-



lefeld entstand das zweite Werk der Künstler_innengruppe, welches laut Eichin zu einem der sehr wenigen, noch erhaltenen Wandbilder zählt.

Politische Kommunikation in der Universitätshalle heute

Als die Modernisierungsarbeiten an der Uni begannen und sich herausstellte, dass das Audimax wohl bis auf seine Grundfesten abgerissen wird, wurde die Frage nach dem Verbleib der Wand aufgeworfen. Sie gilt auch heute noch als zentraler Ausdruck studentischer Kultur und internationalistischer Solidarität. In der Halle stellt das Bild neben professionalischem Infopunkt, Infoscreens und eintönigen Großfotos eine politische Kommunikationsform dar, die diesem öffentlichen Raum noch am ehesten gerecht wird. Neue Plakatierordnung, härtere Regeln für Veranstaltungen im Audimax und zentral organisierte Ästhetik stehen für eine Entwicklung der Universität hin zu einem wettbewerbsfähigen, 'exzellenten' Unternehmen auf dem Markt der Ideen. Auch hier stellt das Wandbild heute einen Kontrapunkt, ein Stück Gegenkultur dar. Im Gegensatz zu den großflächigen Schwarz-Weiß-Fotografien, die wie ein Spiegelbild universitärer Alltagsroutines wirken, verweist es als politisches Kommunikationsmittel außerdem auf Erfahrungskontexte sozialer Kämpfe gegen Faschismus, Unterdrückung und Kapitalismus. Diese haben bis heute nicht an Bedeutung verloren.

Ein Verteidigungskampf um studentische politische Kultur scheint also fürs erste gewonnen. Die Diskussion um Konzeption und Gestaltung des öffentlichen Raums

Universität wird wohl noch weitere Konflikte zwischen Studierendenschaft und Universitätsleitung zu Tage kommen lassen. Sicher ist dabei auf jeden Fall, dass weiterhin Menschen auf die weltweit stattfindenden sozialen Kämpfe in kreativer Form aufmerksam machen. So begann eine Gruppe Studierender im Winter 2011/2012 mit der Konzeption eines neuen Wandbildes für die Unihalle, das auf die vielfältigen Widerstandsbewegungen gegen neoliberale Umstrukturierungsprozesse im Bildungsbereich verweist. Erneut erarbeitete eine chilenische Künstlerin mit Bielefelder Studierenden einen künstlerischen Ausdruck der transnationalen, solidarischen Verflechtungen lokaler Kämpfe. So mobilisieren beispielsweise seit 2011 Studierende, Schüler_innen und Gewerkschafter_innen in Chile wieder verstärkt gegen Privatisierung des Bildungssektors und vielschichtige Exklusionsmechanismen. Insbesondere Menschen in finanziell prekären Situationen trifft diese Politik hart. Diese Erfahrungen teilen Menschen weltweit.■

[1] Im Vorfeld der Feierlichkeiten produzierten wir eine kurze Dokumentation, die sich mit politischer Kommunikation im öffentlichen Raum, der Entstehung des Wandbildes und seiner Rolle im Universitätsalltag beschäftigt. Der Film wurde zum Festakt im Uni Q gezeigt und kann seitdem auf der Webseite des //re_vision Medienkollektivs angeschaut werden. <http://vimeo.com/user9620626>

Das //re_vision Medienkollektiv ist ein von der linksgerichteten AG Freie Bildung initiiertes offenes Medienkollektiv.

IN BEWEGUNG

Der Omnibus für direkte Demokratie

Im wahrsten Sinne des Wortes 'in Bewegung' ist der Omnibus für direkte Demokratie. Seit Mai ist er, wie jedes Jahr seit 1987, wieder in Deutschland unterwegs. An belebten Orten wie Schulen oder zentralen Plätzen verweilt er jeweils für einige Tage, öffnet während dieser Zeit täglich von 10 bis 18 Uhr seine Türen und lädt auf diese Weise Vorbeigehende zum Gespräch ein. Informiert wird über direkte Demokratie im Allgemeinen und die Einführung eines bundesweiten Volksentscheids im Besonderen. Daneben werden auf Landesebene Volksbegehren, wie z.B. in Hamburg im Sommer die Initiative „Transparenz schafft Vertrauen“, bei der Unterschriftensammlung unterstützt. Im Oktober kommt der Omnibus für direkte Demokratie nach Bielefeld, zunächst am 4. und 5. Oktober auf den Jahnplatz und anschließend hoffentlich am 8. und 9. Oktober in die Nähe der Universität,¹ wo seine langjährigen Mitarbeiter für Angehörige der Universität Rede und Antwort zu allen Fragen rund um direkte Demokratie stehen werden.

Doch was sind direkte Demokratie und ein bundesweiter Volksentscheid?

Direkte Demokratie ist politisches Entscheiden fernab der Frage Regierung/Opposition (vgl. Luhmann 2002: 96ff.). Über Sachfragen entscheiden nicht nur vom Wählerwillen abhängige Parteiangehörige sondern darüber hinaus Bürgerinnen und Bürger. Direkte Demokratie kann auf kommunaler und Landesebene nach je landesspezifischen Regeln ausgeübt werden.

Auf Bundesebene fehlt bisher die entsprechende Verankerung von Volksbegehren und Volksentscheid im Grundgesetz. Der Omnibus für direkte Demokratie setzt sich gemeinsam mit seiner Schwesterorganisation Mehr Demokratie e.V. für die Einführung des bundesweiten Volksentscheids ein. Ein entsprechender Gesetzesentwurf sieht analog zur Kommunal- und Landesebene ein dreistufiges Verfahren vor:

Die erste Stufe dieses Verfahrens besteht in einer Volksinitiative, in deren Rahmen ein Gesetzesentwurf oder ein formloser Antrag unterstützt durch mindestens 100.000 Unterschriften in den Bundestag eingebracht wird. Wird der eingereichte Gesetzesentwurf vom Parlament abgelehnt, kann in einem zweiten Schritt durch die Sammlung von einer Million Unterschriften (bei Grundgesetzänderungen zwei Millionen) innerhalb von sechs Monaten ein Volksbegehren eingeleitet werden. Die Unterschreibenden bringen hierbei zum Ausdruck, dass sie das von der jeweiligen Initiative vorgebrachte Anliegen für abstimmungswürdig halten. Hat das Parlament bis zu diesem Zeitpunkt den eingereichten Gesetzesentwurf oder Antrag nicht unverändert angenommen, wird nun im nächsten Schritt der Volksentscheid eingeleitet, der frühestens vier und spätestens zwölf Monate nach dem erfolgreichen Volksbegehren stattfinden kann. Neben dem von der Volksinitiative formulierten Antrag bzw. Gesetzesentwurf kann hierbei ein weiterer Alternativvorschlag der Bundesregierung mit zur Abstimmung gestellt werden. Entschieden wird durch eine einfache Mehrheit der abgegebenen Stimmen (vgl. Mehr Demokratie 2010).

Der Omnibus – Kunst als Gesellschaftsgestaltung

Die Idee des Omnibusses für direkte Demokratie geht zurück in das Jahr 1971, in welchem der Düsseldorfer Künstler Joseph Beuys die „Organisation für direkte Demokratie durch Volksabstimmung“ begründete. Im Sinne seines erweiterten Kunstbegriffes, demzufolge jeder Mensch ein Künstler und der eigentliche Gegenstand der Kunst die Gesellschaft selbst sei (vgl. Rappmann 1984), installierte er im Jahr 1972 das Büro der im vorherigen Jahr gegründeten Organisation auf der internationalen Kunstausstellung documenta 5 in Kassel. Während der 100-tägigen Dauer der Ausstellung war Beuys täglich in seinem Büro anwesend, um mit den Besucherinnen und Besuchern über Möglichkeiten

zur Gestaltung von Gesellschaft unter Mitwirkung eines jeden Einzelnen und somit auch zur Verwirklichung von direkter Demokratie zu diskutieren. Eineinhalb Jahre nach dem Tod von Joseph Beuys, im Jahr 1987, startete der erste Omnibus für direkte Demokratie in Deutschland auf der documenta 8. Mit ihm setzt sich die Idee Beuys', Kunst durch Gesellschaftsgestaltung zu betreiben, fort. Jahr für Jahr rollt der Bus für acht Monate durch Deutschland und regt an öffentlichen Plätzen zur Diskussion über direkte Demokratie und damit über die Möglichkeiten direkter Mitbestimmungsmöglichkeiten an. Auf eine lebendige Auseinandersetzung im Umfeld der Universität hoffen wir denn auch im Oktober. Der Besuch des Omnibusses und ein Vortragsprogramm werden dafür „bewegende“ Impulse setzen.

Lieselotte Hasselhoff & Sophia Cramer

Bibliographie

- Lebendiges Museum Online: Joseph Beuys. URL: <http://www.hdg.de/lemo/html/biografien/BeuysJoseph/index.html> [14.05.2012].
- Luhmann, Niklas 2002: Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mehr Demokratie 2010: Grundlagenheft.
- Mehr Demokratie 2012: Entwurf eines Gesetzes zur Einführung von Volksinitiative, Volksbegehren und Volksentscheid. URL: http://www.mehr-demokratie.de/index.php?elD=tx_nawsecuredl&u=0&file=filepath/pdfarchiv/bund/2012-04-01-Gesetzesentwurf_Volksentscheid_und_Volksbegehren.pdf&t=1337004514&hash=75053d631de388db73e8c2c19be27705 [14.05.2012].
- Omnibus für direkte Demokratie, Informationen: <http://www.omnibus.org/home.html> [14.05.2012].
- Rappmann, Rainer 1984: Der soziale Organismus – ein Kunstwerk. In: Harlan, Volker; Schata, Peter, Rappmann, Rainer (Hg.): Soziale Plastik. Materialien zu Joseph Beuys. 3. Auflage. Achberg: Verlag Achberg.

[1] Das Facility-Management sowie das Rektorat der Universität Bielefeld haben eine Genehmigung nicht erteilen wollen. Nun hoffen wir, dass eine Einladung an das Oberstufenkolleg oder an die FH Bielefeld möglich ist.

Mein Auto



Hannah Mormann

10/2000 – 05/2006: Studium der Soziologie (Diplom) mit dem Nebenfach VWL, Universität Bielefeld

Seit 04/2011 Lehrkraft für besondere Aufgaben im Bereich Organisationssoziologie

Forschungs- und Interessenschwerpunkte:

Organisationssoziologie, Wissenschafts- und Techniksoziologie

Globalisierungsforschung, Geschichte der Software

Als Kind wollte ich sein wie... Ronja Räubertochter.

Meine Lieblingsband... Mein Lieblingskollege bescheinigte mir einmal, keinen Musikgeschmack zu haben...

Im Kino habe ich zuletzt gesehen... The Descendants.

Was ich gut kann... Pläne machen.

Mich nerven Studierende, wenn sie... desinteressiert sind und sich nicht mehr überraschen lassen wollen.

An Soziologie besonders interessant ist... dass sie so vielfältig ist.

Diese Personen bewundere ich: Menschen, die viele Sprachen sprechen.

Ich nehme mir gerne Zeit für´s... Umräumen.

In Bielefeld muss man unbedingt gewesen sein: im Hochseilgarten.

Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich am Liebsten an... das erste Essaytraining und die erste Abschiedsparty.

Am meisten bin ich Stolz auf... auf meinen kleinen Bruder und meine große Schwester.

Das sollte es öfters geben: Frühlingstag!

poesiealbum

Am Forschen gefällt mir... die Freiheit.

Im Lehren gefällt mir... das Lernen.

Meine Empfehlung an Erstsemester ist... lesen, schreiben, diskutieren und sich an der sozusagen beteiligen.

Der bedeutendste Soziologe ist... Luhmann sollte ich hier wohl nennen; spannend wird die Soziologie aber vor allem dann, wenn man nicht so tut, als würde es nur den Einen geben.

Soziologie ist... interessiertes, aufmerksames Beobachten und „die allmähliche Verfertigung des Gedankens“ beim Schreiben.

Meine erste Liebe war... mein Großvater.

Mein Lieblingszitat... „Nur eigene Gedanken zählen. Fremde Gedanken sind geschissene Scheiße“ (Schopenhauer). So ganz stimmt das natürlich nicht... Man sollte sich aber schon etwas zutrauen.

Ich stoße an meine Grenzen, wenn... ich nicht ausreichend schlafe.

Eine erste Erfahrung mit der Arbeitswelt: O-Töne sammeln für einen Radiosender.

Es macht mich wütend, dass... der Tag schon fast wieder um ist.

Eine gute Tat an die ich mich gerne zurückerinnere... der Polizist, der mich als kleines Kind vorne sitzen ließ und mich mit Blaulicht wieder nach Hause brachte.

Ich finde es ungerecht, dass... es das Wissenschaftszeitvertragsgesetz gibt.

Studierendenproteste sind... selten geworden.

Revolution ist,... Ya Basta!

Ich würde niemals... nie sagen.

Ich kann nicht so gut... früh aufstehen.

Die Fragen stellte: Lieselotte Hasselhoff

Unsere Frage:

Was ist die Funktion von Klatsch

gefragt von Lieselotte Hasselhoff

Klatsch und Tratsch sollen im Folgenden nicht allgemein als small talk, leeres Gerede oder eitles Geschwätz verstanden werden, sondern als eine spezifische, an bestimmte Bedingungen geknüpfte Kommunikationsform. Das bringt zwar Abgrenzungsprobleme mit sich, doch diese entstehen nicht allein auf Seiten der wissenschaftlichen Beobachter, sondern auch auf Seiten der Akteure und bilden für sich ein interessantes Thema. Im engeren Sinn sind Klatsch und Tratsch zu verstehen als Austausch von Neuigkeiten über die persönlichen Angelegenheiten nicht-anwesender Dritter, wobei generell die Tendenz vorherrscht, das Pikante, das Befremdliche, das Unschickliche, das Absonderliche in deren Verhalten zu thematisieren und moralisch zu verurteilen. Klatsch lebt von der Spannung zwischen offenkundiger "erster" und verborgener "zweiter" Welt, zwischen dem, was eine Person öffentlich kundtut, und dem, was sie als ihre Privatsache reklamiert und als ihre peinliche oder dunkle Seite abzusichern und zu verbergen sucht.

Aus dieser Bestimmung resultiert eine erste Funktion von Klatsch: Klatsch ist eine Gegeninstitution zur sozialen Praxis der Imagepflege und der idealisierenden Selbstdarstellung. Klatsch schaut hinter die Fassaden der Selbstpräsentation und korrigiert das Bild, das jeder

Klatsch schaut hinter die Fassaden der Selbstpräsentation und korrigiert das Bild, das jeder Akteur von sich in der Öffentlichkeit etabliert.

Akteur von sich in der Öffentlichkeit etabliert und auf dessen Aufrechterhaltung er bedacht ist. Klatsch unterläuft die Bemühungen der Akteure, sich selbst nur von ihrer besten Seite zu zeigen, und aufgrund dieser Korrekturfunktion ist Klatsch in der Literatur häufig als subversive Praxis interpretiert worden, mittels der die überhöhte und gegen Kritik abgedichtete Selbstpräsentation von Autoritäten, Herrschern, Vorgesetzten - und Männern - unterlaufen werden können.

Im Klatsch geht es jedoch nicht nur um Höherstehende und die Destruktion ihrer Selbstglorifizierung, im Gegenteil: zunächst einmal ist Klatsch auf die eigene Primärgruppe bezogen und betrifft das soziale Netzwerk aus Verwandten, Freunden, Nachbarn und Kollegen. In diesem Kontext ist Klatsch in der Ethnologie und Soziologie untersucht worden, wobei insbesondere drei Funktionsbezüge identifiziert wurden: Klatsch dient der Übermittlung von Information und erfüllt in dieser Eigenschaft über die Erzählung und Ausschmückung von Geschichten insbesondere auch eine Unterhaltungsfunktion. Indem der Klatsch die Regelverletzungen und Fehlritte, die Ungeschicklichkeiten und Sünden gemeinsamer Bekannter aufspießt, kritisch kommentiert und moralisch verurteilt, erfüllt er zudem eine soziale Kontrollfunktion. Und da Klatsch im Alltag nur



Dieter Schütz / pixelio.de

und Tratsch im Alltag?

Antwort von Jörg Bergmann

Professor i.R. für empirische Sozialforschung
mit dem Schwerpunkt Qualitative Methoden

zwischen Freunden, Kollegen und Bekannten ausgetauscht wird, knüpft er immer wieder aufs Neue das soziale Netz und sorgt für eine Stärkung der sozialen Gruppe: "No gossip, no companionship" (Elizabeth Bott 1957).

Allerdings liefert keine dieser Funktionshypthesen für sich eine hinreichende Erklärung für schillernd-widersprüchliche Qualität von Klatsch: Klatsch wird öffentlich geächtet und zugleich lustvoll privat praktiziert; authentische Darstellungen verwandeln sich im Klatsch unversehens in Übertreibungen; Empörung über Fehlverhalten paart sich mit Mitleid, Missbilligung mit Verständnis; schamhaftes Sich-Zieren und Kokettieren wechseln ab mit schamloser Direktheit; Klatsch gleicht einem moralischen Balanceakt, einer Grenzüberschreitung, die im nächsten Schritt wieder annulliert wird.

Im Hintergrund dieser Widersprüchlichkeit steht die paradoxe Loyalitätsstruktur von Freundschafts- und Kollegialitätsbeziehungen, die dadurch gekennzeichnet sind, dass der Anspruch der einen auf Verschwiegenheit und Vertrauen systematisch in Konflikt gerät mit dem Anspruch anderer, ins Vertrauen gezogen zu werden. In dieser Situation hat sich die kommunikative Gattung Klatsch herausgebildet. Die Weitergabe von Wissen über die Privatangelegenheiten eines Bekannten, ist ein Akt der Indiskretion; doch wer sein Wissen gezielt nur an gemeinsame Freunde und Bekannte - und das unter dem Siegel der Verschwiegenheit - weitererzählt, verhält sich rücksichtsvoll, eben diskret. Klatsch ist deshalb zu verstehen als die institutionelle Lösung eines strukturellen Widerspruchs, er ist die Sozialform der diskreten Indiskretion (Bergmann 1987).

Zwar hat die Klatschkommunikation auch in modernen Gesellschaften diese Grundstruktur nicht verloren, doch sorgen zwei Entwicklungen dafür, dass sich das Gesicht des Klatsches heute grundlegend ändert. Zum einen entstehen mit dem Aufkommen der modernen Massenmedien neben dem Klatschgespräch unter Freunden und Kollegen noch ganz andere Formen der Klatschkommunikation, wie sie etwa in der Regenbogenpresse, in den VIP-Magazinen des Fernsehens oder in den Chat-Gruppen im Internet zu finden sind. Da dieser Prominentenklatsch zumeist nicht mehr auf einem wechselseitigen Bekanntschaftsverhältnis beruht, können sich Neugierde und Skandalisierung weitgehend ungebremst entfalten. Klatsch, der so betrieben wird, erzeugt deshalb oft Wirklichkeitskonstruktionen, die dann Gegenstand justitierbarer Auseinandersetzungen (als Verleumdung, Beleidigung o.ä.) werden.

Zudem ist zu bedenken, dass eine verbindliche kollektive Moral, die im Klatsch als Bewertungsrahmen dient, in



Copyright: Pressestelle Universität Bielefeld

Prof. i.R. Dr. Jörg Bergmann: Experte für Klatsch

Nur als etwas Böses kann Klatsch Gutes tun.

modernen Gesellschaften nicht mehr auszumachen ist. Die einzelnen Teilsysteme unserer Gesellschaft haben sich weitgehend von Moral abgekoppelt, der moderne Staat selbst propagiert keine spezifische Weltanschauung. Es kommt - parallel zum Schicksal der Religion - zu einer Privatisierung der Moral, mit der Folge, dass sich Klatschakteure heute nicht mehr auf ein von allen Mitgliedern der Gesellschaft geteiltes System von Normen und Werten berufen können. Im Zeitalter pluralisierter Lebensstile und Moralanschauungen ist die Funktion von Klatsch als Mittel der sozialen Kontrolle weitgehend verschwunden und in erster Linie noch in Zirkeln mit einer gemeinsamen Gruppenmoral zu finden. Aber selbst dort

dient der Klatsch den Akteuren häufig als Anlass, sich über die für die Beteiligten gültigen moralischen Regeln zu verständigen. Diese Diskursivierung von Klatsch geht einher mit einer generellen Tendenz, den Klatsch durch Humorisierung, Entertainisierung und Psychologisierung zu entschärfen oder ihn gar als "Balsam für die Seele" therapeutisch zu nobilitieren. Doch die Vergemeinschaftungsfunktion von Klatsch ist ohne dessen gesellschaftliche Ächtung nicht zu haben; nur als etwas Böses kann Klatsch Gutes tun. ■

Literatur [d.R.!]:

■ Bergmann, Jörg Reinhold 1987: *Klatsch – Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*, Berlin: de Gruyter

■ Bott, Elizabeth 1957: *Family and Social Network*, London: Tavistock Publications

Thema der nächsten Ausgabe: Krisen und Katastrophen

Die **sozusagen** – das studentische Magazin an der Fakultät für Soziologie – sucht Deine Texte, Karikaturen, Kommentare oder einfach nur erste Ideen rund um das Thema: „Krisen und Katastrophen“.

Bei Krisen und Katastrophen kann man an Vielerlei denken, das müssen nicht gleich verheerende Umweltkatastrophen sein oder etwas Spektakuläres und Überraschendes: Man spricht schnell davon, dass man „die Krise“ bekommt. Und schon im einfachen Gespräch kann es durch kleine Missverständnisse zu „Interaktionskrisen“ kommen. Besonders gern berichten natürlich die Medien über Krisen und Katastrophen: Tagtäglich werden allerhand Krisen beschworen, diagnostiziert und aufgebauscht – neben der unliebsamen „Euro-Krise“ spricht man etwa von der Krise der Bildung, der Politik oder von Unternehmenskrisen. In Organisationen gibt es zahlreiche Versuche, solche Krisen zur Routine zu machen: „Krisenmanagement“ ist das Stichwort. (Wie) funktioniert das? In welcher Hinsicht werden Krisen von einzelnen Akteuren eigentlich thematisiert und problematisiert? Was sind Krisen und Katastrophen überhaupt – und wie entstehen sie? Sind sie letztlich nur Beschreibungen und Konstrukte die „herbeigeredet“ werden? Welche Phänomene werden (in welchem Kontext) als Krise beschrieben? Und: Wie sehen die vielfältigen Mechanismen und Wege aus, mit denen Individuen, Gruppen, Organisationen oder „die Gesellschaft“ mit dem, was sie für Krisen und Katastrophen halten, umgehen? Welche Rolle spielen „Sündenböcke“, welche die Religion und ihre Deutungsmuster? Hier ein paar weitere Stichworte, die als Anregung dienen können:



Eingereicht werden kann alles, was mit dem Thema im weitesten Sinne zu tun hat. Ob Essays (max. 1500 Wörter), kurze Kommentare, Rezensionen, Interviews oder Karikaturen – lass Deiner Kreativität freien Lauf und schicke deinen Beitrag – oder deine erste Idee dazu – an: sozusagen-bielefeld@gmx.de

Einsendeschluss ist der **30. September 2012** – Viel Spaß beim Schreiben!

Weitere Infos unter: sozusagenblog.wordpress.com